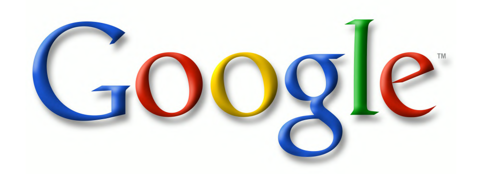


Erklärung und Berichtigung

einiger

Sprichwörter

---

von

Christoph Georg Heinrich Rieter,

Prediger an der Oberkollegiatstiftskirche U. L. Fr.
in Halberstadt.

Halberstadt,
bey J. G. Groß dem Jüngern. 1798.

Vorrede.

Unstreitig haben Sprichwörter einen wichtigern Einfluß auf die Sittlichkeit der Menschen, als Mancher glauben mögte. Es hat damit eine ähnliche Bewandniß, wie mit den beißenden Satiren und Repliken, welche, nach Baco's Bemerkung, manchem Regenten theuer zu stehen kamen. So richten auch die gewöhnlichen Sentenzen viel Gutes und Böses an. Der Denkende nimmt sie für das, was sie gewöhnlich sind, nämlich pythische Orakel, die man

deuten kann, wie man will, und nachdem er ihren Sinn berichtiget und bey sich festgestellt hat, bedient er sich derselben als Gedächtnißhülfe bey gewissen gemeinnützigen Wahrheiten. Viele andere verwechseln aber die Sentenzen mit der Wahrheit selbst, und halten diese Assignate für baares Geld; ja sie sind ihnen oft desto ehrwürdiger, je weniger sie dieselben verstehn, und desto willkommner, je bequemer sie sie ihren Verhältnissen anpassen, und zu ihrem Vortheil anwenden zu können glauben. Wenn man aber zugiebt, daß Irrthum wenigstens in der Regel Schaden stiftet — (er mögt' es aber wol immer thun) — so müssen nothwendig die unwahren, irrig verstandenen und falsch angewandten

Sprichwörter, auf welche der gemeine Mann oft vielen Werth legt, manches Unheil anrichten, da die Menschen gewöhnlich mehr nach dunkeln Gefühlen, Convenienz, Gebrauch und nach angenommener öffentlicher Meynung, als nach eigener reifer Überlegung handeln. Dazu kommt noch, daß kurze witzige Sprichwörter wie ein elektrischer Schlag würken, so, daß auch denkende Köpfe bisweilen dadurch überrascht und auf kurze Zeit irre geleitet werden können. Mir scheint es, daß nicht selten Niederträchtigkeiten, Spitzbübereien und Schandthaten durch sanctionirte Sprichwörter erzeugt, oder wenigstens gerechtfertiget werden; so wie

sie unstreitig auch manches Gute be-
fördern und noch weit mehr hervor-
bringen könnten. Sollte aber ihr
Einfluß auch nicht so groß seyn, als
ich ihn angebe: so dürfte es sich gleich-
wol der Mühe verlohnen, den Sinn
und Verstand einiger sehr gangbaren
Sprichwörter in Volksschriften im-
mer mehr zu berichtigen. Ich liefere
hierzu einen kleinen Beitrag und bitte,
diese wenigen Bogen als Versuche zu
betrachten, in denen ich mich bemüht
habe, insonderheit die morali-
sche Anwendung einiger Sen-
tenzen zu erleichtern, wiewol
ich auch dieses Vehikel benutzen wer-
de, bisweilen, ohne mich an eine
ängstliche Ordnung zu binden, von
Herzensgrunde beiläufig über dieß

und jenes meine Meynung zu sagen. Dieß ist der eigentliche Gesichtspunkt, aus welchem ich meine Arbeit betrachtet zu sehen wünsche.

Dabey ist es zugleich meine Absicht, die Sprichwörter von verschiedenen Seiten zu prüfen, indem die Kehrseite oft noch bessere Aufschlüsse und Nachrichten mittheilt, als die schon oft benützte, auf welcher oft das Gepräge und der Ursprung nicht recht mehr zu ersehen sind. Fast ein jedes Sprichwort enthält gemeinnützige Wahrheit, weil es aus der Erfahrung entsprungen ist, und es muß uns wichtig und ehrwürdig seyn, weil es auf dieselbe zurückweiset. Ich bin also weit entfernt, mir die Widerlegung derselben eigentlich zum Geschäft zu machen. Viel-

mehr habe ich mir vorgenommen, derˀ einst einige veraltete sehr respectabele Sprichwörter aus ihrem Dunkel hervorzuziehn, und ihre, von Vielen verkannte Wichtigkeit und Würde, so wie die darin liegende scharfsinnige Beobachtung, so anschaulich, als möglich darzustellen. Aber eben deswegen, weil viele Sprichwörter sich auf einzelne, zum Theil einseitige Erfahrungen und Wahrnehmungen stützen, ist es bedenklich, sie zur allgemeinen Regel und Richtschnur zu machen. Man darf nur erwägen, was zu einer, einigermaßen vollständigen Induction gehört, und wie leicht der Fehlschluß vom Einzelnen aufs Ganze ist.

Sollte es dem Leser scheinen, als wäre der eigentliche Sinn dieses oder

jenes Sprichworts dennoch verfehlt, oder als hätte es noch von mehreren reichhaltigen Seiten betrachtet werden können; so mag denn das: „Irren ist menschlich“ zur Entschuldigung dienen. Ein jeder hat überdem seinen eigenen Gesichtspunkt, aus welchem er eine Sache sieht und beurtheilt; ein jeder seine vorgefaßten Meynungen. Es giebt so viel subjective Wahrheiten als Menschen sind. Dem Leser bleibt es immer unbenommen, jede Darstellung derselben zu prüfen und mit der seinigen zu vergleichen; hoffentlich und wahrscheinlich wird auch die abweichendste etwas Belehrendes enthalten.

Sollte ich auch zum Theil nur bekannte Wahrheiten wiederholen;

so vergesse man nicht zu bedenken, daß im gemeinen Leben und in Schriften der Irrthum unaufhörlich wiederholt wird, und daß jede moralische Wahrheit, wenn sie ohne Animosität und Einseitigkeit bestimmt genug vorgetragen wird, nicht zu oft in Erinnerung gebracht werden kann, zumal da die einfachsten Wahrheiten oft am wenigsten als solche erkannt und beherzigt werden. Ich wünsche überhaupt mehr zu nützen, als bloß angenehm zu unterhalten; indessen könnte es doch vielleicht seyn, daß die Art der Darstellung hin und wieder überraschte, und daß also auch die Unterhaltung ihre Rechnung dabey fände. So viel es der Zweck und die Schicklichkeit einigermaßen erlauben, werde ich mich bemühen, den Pfad mit Blu-

men zu bestreun und zur Abwechslung und Erholung aus meinem kleinen Vorrath von Zeit zu Zeit einige Erfrischungen darbieten. Einige kleine Ausschweifungen wird man mir hoffentlich in dieser Hinsicht nicht übel deuten, indem es bey den freundschaftlichen Spaziergängen, wozu ich einlade, eben nicht darauf ankommt, wie früh, sondern daß wir endlich zum Ziele gelangen.

Die Stellung dieser Sprichwörter, deren Wahl bey mir zufällig war, schien mir bey dieser kleinen Sammlung ziemlich gleichgültig. Sie stehen mit einander in keiner nähern Verbindung und können in jeder beliebigen Ordnung gelesen werden.

Sollten diese Versuche einigen Beifall finden, so würde ich vielleicht bey einer ähnlichen Arbeit dieser Art die gleichbedeutenden Sprichwörter zusammenstellen und auch auf die Untersuchung ihres Ursprungs mich einlassen. Doch für ein so kleines Werk, fühl ich selbst, ist diese Vorrede fast zu lang. Zu dem, was ich noch zu sagen hätte, findet sich vielleicht eine andere Gelegenheit. Ich schließe also mit dem Wunsche, daß dieß Büchelchen auch einigen Nutzen stiften und so seines Endzwecks nicht verfehlen möge.

Halberstadt, den 5ten Februar 1798.

Der Verfasser.

Erstes Sprichwort.

Aller Anfang ist schwer.

Die Wahrheit und das Gewicht dieses Sprichworts kann wol niemand stärker fühlen, als ein Candidat, der die erste Predigt halten soll, oder ein angehender Schriftsteller, welcher zum erstenmal vor einem größern Publikum unter der Firma seines eigenen unberühmten Namens auftritt. Wenn man indessen die immer mehr wachsenden Bücherverzeichnisse und Meßkatalogen betrachtet, so sollte man fast auf die Vermirthung gerathen, daß Einigen der Anfang der Schriftstellerey nicht viel Über-

windung, und die zum Theil leichte Waare, nicht viel Aufwand von Kraft gekostet haben müsse. Es scheint auch, als dürft' es selbst einem Anfänger nicht schwer werden, nach so vielen schon vorhandenen Mustern, eine Rittermähre, einen zweyten Geisterseher, einige Wachtelpeters, einige bedingt unmögliche Geniestreiche, einige sogenannte, die ein jeder ohne Kopf, Verstand wollt' ich sagen, erfinden und begehen kann, zu komponiren, oder ein altes Buch mit einem neuen Titel zu versehen. Mit einem Kunst- und Geniewerk hat es freilich mehr auf sich, weil der Geschmack sehr verschieden ist, und nicht alle, welche sich die Competenz des Richteramtes anmaßen, auch immer cum grano salis bey der Beurtheilung zu Werke gehen. Auch vergessen wol Manche, daß Leser und Autoren gegenseitige Rechte und

Pflichten haben, sintemal sie nicht alle Fürsten sind, von denen einige behaupten, daß sie in Ansehung der Unterthanen bloß Rechte, aber keine Pflichten hätten. Wenn auch der Eine, bloß leichte verdauliche Gerichte oder wohlzubereitete Hausmannskost, der andere aber lauter scharfgewürzte pikante Gerichte verlangt; wenn dieser nur durch Blümchen und Empfindsamkeit gekörnt, jener durch paradoxe und hochtrabende Redensarten, durch ein wunderbares Gemisch von Licht und Schatten, durch eine grelle Farbengebung, durch Gedankenstriche getäuscht seyn will; wenn Sempronius lauter Popularität, Cajus bloß Tiefsinn und Fabius noch mehr und durchgreifendern Witz verlangt, als nach dem Zeugniß bewährter Schriftsteller an der Tafelrunde des Königs Artur geherrscht haben soll: so, sag' ich, dürfte vielleicht nichts schwerer

seyn, als die Kunst, jedem ein Gnüge zu leisten. Zumal ein junger angehender Autor, der es bey allen vier Zipfeln fassen wollte, würde vielleicht keinen einzigen ergreifen. Denn wenn man nicht einmal zweien Herrn dienen kann, wie sollte man im Stande seyn, es allen Menschen recht zu machen? Einem beliebten Veteran (der sich schon vorher durch Meisterstücke legitimirte) läßt man das: „bisweilen schlummert auch der gute Homer“ zur Entschuldigung gereichen, wenn er es nämlich nicht gar zu arg macht und z. E. mit offnem Munde schnarcht. Bey einigen Lesern bürgt auch schon das Αυτος εφα; oder der berühmte Name, für die Güte eines Werkes, ja viele sind zufrieden, wenn sie zur Rarität von einem oder dem andern eben jetzt berühmten Meister ein Werk besitzen, oder gelesen haben, gleichviel, wel-

ches; indem sie voraussetzen, daß Raphael, Correggio, Angelo, Rubens rc., nur allein, und zwar nichts anders, als Meisterstücke liefern können. Ist es aber unter so bewandten Umständen eine Kleinigkeit, die Abdrücke seines Geistes, oder welches beinahe einerley ist, sich selbst zum erstenmal zur Beschauung an den Weg zu stellen, und jedermann zur Beurtheilung und Kunstrichterey auffordern?

Herr Ecke von Repkow, Meister des Sachsenspiegels, hebt sein Buch also an: „Wer bey dem Wege bauet, der hat viel Meister.“ Dieß, spricht Johann Agricola *), will so viel sagen: „er wolle ein Buch schreiben, des sich viele Leute brauchen sollen, nun werde es nicht ohn seyn, es würden es viele Leute loben

*) Sprichwort 207.

und schelten, es werde viele Meister haben, der eine werde dieß strafen, der andere das, eben wie denen geschiehet, die an den Weg bauen, daß ein jeder, der vorübergeht, sagt: er sollte es also gebauet haben. Der Baumeister macht es, wie's ihm gefällt, ein Buchschreiber auch also gut, als er's kann. Aber diese Meister und Richter müsse er leiden, und eben die, die es so gut zu bauen und zu schreiben nimmer mehr vermöchten. Er müsse sich in Stich geben, daß seinen Fleiß viele Leute tadeln würden. Etlichen würde es zu gering seyn, an etlichen Orten würde zu viel und zu wenig seyn, kurz, wer öffentlich etwas anfahe, der müsse sich darüber richten und meistern lassen."

Wenn indessen jemand schon ein Haus am Wege geerbt oder bereits erbauet hat: so

kann er leicht noch etwas nebenan bauen, ohne daß es viel Aufsehen macht. Bey einem Anfänger entscheidet aber hauptsächlich das erste Werk; hier ist Verlust und Gewinn am größten. Beim zweiten Male setzt man in der Regel nicht so viel aufs Spiel. Denn fand man Beifall, so tritt man mit desto mehr Muth unter den günstigen Auspicien auf, seinen Ruhm zu vermehren; oder fand man heftigen Tadel, so kann man so viel nicht mehr verlieren, und war der Tadel unbillig und übertrieben, so wird man vielleicht durch die Hoffnung belebt, nicht allein seinen Ruf wieder herzustellen, sondern sich auch desto größer zu zeigen, je weniger man es nun noch von uns erwartete. Dieß wären schon zwey Beläge zur Bestätigung des Sprichworts: „aller Anfang ist schwer" nämlich die erste gute Predigt (in wel-

cher Probe sogar der allgemein verehrte Professor Gellert, wie auch Melanchton, nicht bestanden seyn soll) und der erste gute schriftstellerische Versuch. Und dieser erste Anfang wird, wie beim Briefschreiben, durch den längern Aufschub noch mehr erschwert.

Sollte denn aber bey dem Sprichworte: „aller Anfang ist schwer," gar keine Ausnahme Statt finden? Sollte es ganz unbedingt und allgemein wahr seyn? Ein jedes Ding hat wenigstens zwey Seiten, und da wir schon in der Vorrede erklärt haben, daß wir auch bey Sprichwörtern die bloß einseitige Betrachtung zu vermeiden uns bemühen werden: so wollen wir hier gleich einen Beweis davon ablegen. Wir haben ein anderes, wie wol nicht so gangbares Sprichwort: „der Anfang ist leicht

gemacht, aber das Ende —" welches jenem zu widersprechen scheint. Beide lassen sich indessen folgender Gestalt mit einander vereinigen. Es kommt nur darauf an, was man unter dem Ausdruck, Anfang, und welchen Anfang man versteht? desgleichen sind die Worte schwer und leicht nur bedingt zu nehmen. Dem Einen wird etwas schwer, was dem Andern nur Spielwerk deucht. Der Anfang einer Sache kann sehr klein und unbeträchtlich, einfach, natürlich und kunstlos seyn, und in diesem Falle kann man ihn nicht allemal füglich schwer nennen. Er kann sich bisweilen von selbst ergeben, die Gelegenheit kann ihn herbeiführen, Zeit, Ort, Zufall und Umstände ihn begünstigen. Der Anfang zu einem Pockenhause ist hier gewissermaßen schon gemacht: wann es zu Stande kommen wird, εν γυνασι, Θεων

zeren, das muß die Zeit lehren. Denn nach einem alten deutschen Sprichworte gehört mehr zum Tanz als rothe Schuh, wiewohl es bisweilen verdienstlich seyn kann, selbst aufs Ungewisse etwas Gutes anzufangen. Wir wissen oft nicht einmal, daß der Anfang durch die Vorbereitungen schon wirklich gemacht ist, die wir nicht bemerkten. Man mag nun diese fast unmerkbare, erste Vorbereitungen als den Anfang selbst betrachten oder nicht, so ist er doch wirklich eher da, als wir es glaubten. Die Länge der Dauer aber, ehe der Anfang sichtbar wird, können wir mit Recht nicht schwer nennen, indem in der ersten Vorbereitung schon das Entstehen einer Sache liegt. Wir sehen, daß in vielen Fällen, der eine dieß, der andere jenes den Anfang nennt. Der Anfang zum Reichthum kann schon in

den ersten Groschen und Thaler legen, der durch Zufall und Glück sich schnell vermehret. Wer indessen sagt: „wenn ich nur erst die ersten zehntausend Thaler erworben hätte, die andern sollten mir nicht schwer werden,“ hat auch nicht unrecht, wie wol er hier den Anfang sehr willkührlich bestimmt und einen großen Theil des Ganzen Anfang nennt. Wie leicht ist aber auch der Anfang selbst bey manchen Dingen gemacht! Wie wenig Mühe wird es dem, der einen Acker oder einen Garten besitzt, verursachen, einen kleinen Theil desselben zu bearten, Obstkerne auszusäen oder pflanzen zu lassen und so den Grund zu einer Baumschule zu legen? Oder sollte das Bearten und Pflanzen schwerer seyn, als die künftige Wartung der Bäume selbst? Wie mancher Ort, wie manche Stadt, mag der gelegentlichen Zusammenkunft einiger oder mehrerer

Familien, denen die Gegend gefiel, wo sie sich nach und nach ansiedelten, das erste Entstehen verdanken? Wenn man aber ohne den Beistand der Zeit und der Gelegenheit, so zu sagen, plötzlich ein Kunstwerk oder Wagestück beginnt, da muß nothwendig der Anfang schwer fallen, zumal wenn es ein guter Anfang seyn soll. Zum guten Anfang aber rechnen wir, daß man nach bester individueller Einsicht auf alle mögliche Schwierigkeiten, Hindernisse und Folgen, so viel es sich nur immer thun läßt, Bedacht genommen, und ehe man den ersten Schritt thut, das Ganze vor Augen gehabt hat. Hier muß ein solcher selbst gewählter, gewissermaßen erzwungener Anfang, als das Wichtigste, worauf fast alles beruhet, wenn das Werk möglichst bald gelingen oder von Dauer seyn soll, desto schwerer seyn, je leichter

ger es ist, ein künftiges nicht unwichtiges Hinderniß zu übersehen, und je mehrere Vorurtheile zum Kampf uns in dem Wege stehen. Der Entwurf zur Aufführung eines großen weitläuftigen Gebäudes mag vielleicht nicht schwerer seyn, als die Idee zur Einführung einer völlig zweckmäßigen Gottesverehrung, weil bey der letztern oft gar nicht vorher zu berechnende Hindernisse und Zufälligkeiten Statt finden. Es ließe sich vielleicht eher Krieg anfangen und Friede schließen, ehe man aus dem Kopfe eines einzigen Menschen ein einziges tief eingewurzeltes Vorurtheil herausbrächte. Wie manche neue Gesangbücher sind nicht schon von Zeit zu Zeit in unserer Provinz eingeführt worden und wie schwer hat die Einführung eines noch zweckmäßigern zu andern Zeiten gehalten? Dieß kommt insonderheit daher, weil viele vornehme Layen nur

dadurch sich und ihr Eigenthum sicher glauben, wenn der Vernunft trotz gebothen und das Volk in Unwissenheit und Aberglauben bestärkt wird. Leider hört man das Sprüchlein von aufgeklärt seyn Wollenden nur gar zu oft: „Aberglaube ist besser als Unglaube"; als ob es hier keine Mittelstraße gäbe und als ob nicht Beispiele genug vorhanden wären, daß Aberglaube und Unglaube häufig oder vielmehr gewöhnlich in einem und eben demselbigen Kopfe sonderbar ihr Wesen treiben. Ja es ist nichts natürlicher, als der Übergang vom Aberglauben zum Unglauben, alldieweil die nichtvernünftigen Menschen bekanntlich die Extreme lieben, beides aber abergläubig und ungläubig zu seyn, wenig Gelehrsamkeit und ungemein wenig Nachdenken und Überlegung erfordert. Die äußersten Enden ei-

nes Fadens lassen sich leicht in einen Knoten zusammenschlingen. Wenn es aber heißt: dieß ist der rechte Weg, auf ihm schreite rasch fort und weiche weder zur Rechten noch zur Linken! da darf man seine Vernunft nicht zu oft unters Räuschgen gefangen nehmen, ohne sich zu versäumen, oder sich vom Wege zu verirren. Wenn aber einige die finstern Zeiten so herzlich wieder herbey wünschen und meinen, wie gut sie es dann haben würden: so muß die Geschichte bey ihnen bloßes Gedächtnißwerk gewesen seyn, wenigstens müssen sie die Jahrhunderte vom 9ten bis 14ten nie mit Critik und Anwendung studirt haben. Sie müssen sich den Übermuth und die Tyranney der Clerisey gegen die Großen, die Unsicherheit des Lebens und Eigenthums zur Zeit der Barbarey bey den Kreuzzügen, insonderheit aber die schreckliche Demüthigung

Heinrich des Vierten und Pabst Gregor den Siebenten, bekannt unter dem Namen Hildebrand, wie recht lebhaft und deutlich vorgestellt haben, sonst würden sie froh seyn, daß sie den heiligen Pantoffel nicht mehr küssen dürfen, dessen unheilige Füße die Kronen von den Köpfen stießen. Wahrlich sie können es denen nicht genug verdanken, welche mit eigener Aufopferung die vorgeblichen Statthalter Gottes demüthigten und bey frugaler Kost sich gewissermaßen noch itzt zu Dienern der Menschen machen, da sie, wenn sie wollten und sich vereinigten, ihre uneingeschränkte Beherrscher seyn oder werden könnten. Sie sollten selbst mit den kleinen Fehlern derer, die sich ihnen gleichstellen, billig noch mehr Nachsicht haben, als man es mit den Lastern derer hatte, die sich zu übermenschlichen Wesen erhoben. „Jene Zeiten der Barbarey wer-

den aber nie wieder zurückkehren, dahin wird's nie wieder kommen." Das wolle auch der Himmel verhüten! Unmöglich wäre es aber gewiß nicht, wenn die Anzahl der rechtschaffenen Geistlichen nicht größer wäre, als man glaubt. Man sollte nur auf zehn Jahr das Bibelstudium und die gesunde Exegese, oder Auslegung der Schrift unterdrücken, und man würde bald sehen, wie schnell die Finsterniß mit allen ihren schrecklichen Übeln um sich greifen und die Oberhand bekommen würde. „Aber wir wollen auch nur ein wenig mehr Schatten, als izt." Der kommt ja wohl ohne unser Gebet. Es klingt beinahe, als wenn wir so übermäßig erleuchtet wären, da doch kaum die Morgenröthe angebrochen ist. Wenn einige sich so gar sehr über das zu viele Licht, über die gar zu große Aufklärung beschweren: so fällt mir dabey immer ein

was der Geist der Gemeinde zu Laodecäa sagt. Offenb. Joh. 3, v. 17.

Nach dieser kleinen Ausschweifung, die der Eifer für die gute Sache der Wahrheit entschuldigen mag, kehre ich zu unserm Sprichworte zurück. Gewöhnlich bedient man sich desselben bey folgenden Gelegenheiten: wenn junge verheirathete Leute ihre Wirthschaft anfangen, Ökonomen eine Pachtung antreten, Kaufleute mit wenig Vermögen einen Handel beginnen u. s. w. Hier giebt es natürlicher Weise mehr zu bedenken, zu besorgen und zu thun, als wenn eine Sache schon im Gange ist, zumal wenn der Nerve fehlt, wodurch man ihr den rechten Nachdruck geben kann. Manche werden doch aber gleich in eine solche Lage versetzt, oder das Glück meint's so gut mit ihnen, daß sie mit wenigern Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen ha-

ben, als diejenigen, welche ein schon lange angefangenes schweres Geschäft vollenden wollen. Es kommt hier fast alles auf Lage, Verhältnisse und Umstände an. Ein Sohn z. E., der die Lebensart seines Vaters ergreift, hat einen leichtern Anfang seines Fortkommens, als derjenige, welcher zu einer andern überschreitet, oder wol gar über seinen Stand hinaus will. Dem Anfange ist nicht selten Tadel, Neid und Critik hinderlich, ihm kommt aber auch die Veränderlichkeit und Neuerungssucht der Menschen zu Hülfe, welche machen, daß man im Anfange eifriger und betriebsamer ist, als nachher, und viele Hindernisse leicht überwindet. Man arbeitet mit voller Kraft, und,

Was man gerne thut, geräth
Und wird kaum empfunden.

Den glücklichen Fortgang befördert die Gewohnheit: aber dieser verlangt

auch dagegen Geduld, Ausdauern und Beharrlichkeit, welches keine ganz gemeine Tugenden sind. In der Regel dürfte es aber immer wahr bleiben: daß jeder *gute* selbstgewählte künstliche *) Anfang seine Schwierigkeiten hat, zumal wenn wir mit geringen Kräften etwas Großes noch nie Versuchtes und Außerordentliches unternehmen, welches der Prüfstein des Genie's ist. Lassen Sie uns nun noch das Sprichwort: „aller Anfang ist schwer," auf den Ursprung des Guten und Bösen im Menschen moralisch

*) Ich setze ihn dem Anfange entgegen, den die Natur gleichsam selbst vorbereitet, und nenne letztern *natürlich*, obgleich ersterer in einem andern Sinne auch natürlich seyn kann, in sofern man auf die Natur der Dinge dabey genaue Rücksicht genommen hat.

anwenden. Wir wollen hier bloß referiren und unsern Lesern die Entscheidung überlassen. Ein bekannter und beliebter Dichter sagt:

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
Ein schöner Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang bringt Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.

Durch die beiden ersten Verse will er uns unstreitig auch auf den leichten Anfang des Lasters aufmerksam machen, indem es keine Überwindung kosten kann, einen angenehmen Weg zu betreten. Wie unmerkbar, wie leicht lassen wir uns durch irrige Vorstellungen zu unregelmäßigen Wünschen, Vorsätzen und Handlungen verleiten, die so unbeträchtlich sie auch anfangs scheinen mögen, oft die gröbsten Ausschweifungen und Laster zur Fol-

ge haben. Man kann hier in diesem Sinne sagen: der Anfang zum Bösen ist leicht gemacht und findet sich von selbst. Eben so wie der Anfang zur Verrücktheit und Schwärmerey. Ein einziger L. M. E. G. A. P. und D. und wie die Schwärmer alle Namen haben mögen, konnte in wenigen Minuten und Stunden selbst diejenigen anstecken, welche sich für die Auserwählten hielten. Ein räudig Schaaf verdirbt den ganzen Schaafstall, und ein wenig Sauerteig versäuert den ganzen Teig. So sieht man aus einem kleinen Anfange große Dinge entstehen. Niemand wird z. E. mit einem Male ein großer Dieb oder Betrüger. Die kleinste Entwendung, die sich ein Kind zu Schulden kommen ließ, ist oft der Grund zur nachherigen größten Untreue. Der erste Eigensinn, der von den Ältern übersehen wurde, macht dasselbe oft in der Folge

zum unerträglichsten Geschöpf. Wenn aber jemand durch Erziehung an das Gute gleichsam gewöhnt ist, wenn der erste falsche Schritt, den er zu thun Neigung hat, ihm große Gefahr und üble Nachrede droht, dann hat ein solcher freilich länger mit sich zu kämpfen, als ein Anderer, der schon nach und nach seine Integrität verloren hat und daher nicht so viel einbüßen zu können glaubt. Das erste eigentliche Verbrechen, das sich ein Mensch als solches denkt, und das er ohne Übereilung begeht, wird ihm nothwendig schwer werden müssen. Es ist daher eine köstliche Sache, die Menschen nicht nur mit tugendhaften Grundsätzen zu erfüllen, sondern ihnen auch das Gute zur Sitte und Gewohnheit zu machen, und ihnen einen natürlichen Abscheu gegen das Laster auf die Art beizubringen.

Denn wie man mit Recht spricht:

Gewohnheit macht den Fehler schön
Den wir von Jugend auf gesehn;

So könnte man wol mit eben dem Rechte behaupten:

Die Tugend wird noch schöner seyn,
Wenn wir uns ihrer oft erfreun.

Oder sollte es mit dem Anfange der Tugend nicht eben die Bewandniß haben, wie mit dem Anfange des Lasters? Zwar sagt der vorhin angeführte Dichter:

Der Tugend Weg ist anfangs steil
Läßt nichts als Mühe blicken;
Allein sie führet uns zum Heil
Und endlich zum Entzücken.

Ich dächte aber doch, sie entstehe bey einer guten Erziehung, in einem guten Naturell (worauf so ungemein viel ankommt) so unmerkbar nach und nach,

daß man sich ihres ersten Ursprungs kaum bewußt seyn dürfte. Nur verwarloseten Geschöpfen möchten die ersten Schritte auf ihrer Bahn mühvoll dünken, dahingegen mancher gute Jüngling sagen wird: ich wandle frölich, denn ich vollziehe ihre Befehle. Und ihren längern Freunden wird sie gleichsam zur andern Natur. Wer von Jugend auf zu Geschäften, zur Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe gewöhnt ist, dem wird die Faulheit unerträglich. Es ist nur wenig Ermunterung und Ermahnung zum Guten nöthig, wo Gewöhnung und gute Beyspiele vorangegangen sind. Das Gute findet sich ebenfalls, so zu sagen, von selbst. Manches neugierige und fleißige Kind lernt lesen und schreiben, eh' man sich's vermuthet. Zwar sind die Begierden und Leidenschaften der Tugend oft entgegen, und reizen nicht selten zum La-

ster; aber ein reines Herz, Vernunft und in der Regel selbst die Convention, sind ihre Gehülfen und mächtige Feinde des letztern, welches daher um zu täuschen und zu hintergehn, oft gezwungen ist, sich zu verstellen, um unter der Gestalt der Tugend Eingang zu finden. Einem alten Sünder aber, der im Laster schon vergrauet ist, mag es allerdings schwer werden, seine ganze Denkungsart und Lebensweise zu ändern und zur Pflicht zurückzukehren. Darüber darf man sich aber auch nicht wundern, daß ein alter Baum nicht mehr zu ziehen ist. Schon das dementi, das er seiner Meinung nach, sich geben muß, wird ihm jeden Versuch und Anfang verleiden. Es sagte einmal jemand: ich ginge gern wieder in die Kirche, aber ich bin in zwanzig Jahren nicht dort gewesen, was würden die Leute sagen? würden sie nicht glauben, ich

sey ein Heuchler geworden? Man kann auch hieraus ersehen, was es mit der späten Besserung für eine Bewandniß hat, und wie schwer und ungewiß sie ist.

Doch was erhebe ich mich gegen ein Sprichwort, dessen Macht und Gewalt fast ein jeder eingesteht, und auch ich selbst schon oft genug erfahren habe. Möcht' es auch mir zur Entschuldigung dienen, wenn ich diesmal die Erwartung nicht ganz befriediget habe. Warum disputire ich also? Bloß um der Wahrheit auch nicht das Geringste zu vergeben und zu zeigen: daß fast keine einzige Sentenz und kein einziges bon mot unbedingt und durchaus wahr und weise ist, sondern nur in einem gewissen genau bestimmten Sinne gilt. Ferner, daß aus manchem, dem Scheine nach unfruchtbaren Erfahrungssatze, wenn man ihn

von allen Seiten wendet, und der sorgfältigsten Untersuchung und Prüfung unterwirft, herrliche Lehren der Weisheit und Tugend sich ziehen lassen, wie denn die Bienen aus Blumen aller Art, ja selbst aus giftigen, Honig einsammlen.

Zweites Sprichwort.

Veritas parit odium.

Wahrheit macht Feinde.

Unstreitig hält dies Sprichwort Manchen ab, zu rechter Zeit nützliche und nothwendige Wahrheiten zu sagen. Man sollte doch aber zugleich bedenken, daß die Wahrheit unstreitig auch Freunde macht. Ja es bleibt noch immer zweifelhaft und verdient untersucht zu werden, welcher von beiden Sätzen als Regel, und welcher als Einschränkung derselben zu betrachten ist. Sollte überdem (wie nicht zu bezweifeln ist), wenn Gott unserm jungen, weisen und guten Könige ein langes Leben verleiht) der Fortgang unserer neuen Re-

gierung, ihrem weisen und menschenfreundlichen Anfange entsprechen: so dürfte dies Sprichwort dereinst mit vielen andern ähnlichen, unter uns wenig Anwendung finden. Denn wo der göttliche Funke der Wahrheit hervorgelockt ist, ernähret und gepfleget wird, da bemächtiget er sich auch mit unwiderstehlicher Gewalt, oft sogar der Herzen derer, die die Finsterniß für zuträglicher hielten, als das Licht. Genug, Gott sey Dank! die Nacht ist vergangen und die herrlichste Morgenröthe verspricht den schönsten Tag. Die Lichtscheuen Eulen und Uhus werden, wenn sie das Sonnenlicht bey uns nicht vertragen können, sich andere Gegenden suchen müssen. Zwar sagt selbst ein Menschenfreund, (Joh. 3, v. 19.) die Menschen liebten die Finsterniß mehr denn das Licht: allein man merke wohl, er redet hier nur von gewissen Be-

stimmiten sehr verdorbenen Menschen und behauptet, nicht, daß im allgemeinen, die Menschen die Finsterniß mehr lieben, als das Licht, sondern daß nur jene sie mehr liebten. Vielmehr rühmt er gar sehr eine gewisse, von jenen gehaßte und verabscheute Nation, bey jeder Gelegenheit, und versichert an andern Stellen sehr herzlich und nachdrücklich, daß die Menschen einst Freunde der Wahrheit und Tugend werden würden. Und ihrer Natur nach eignen sie sich auch dazu.

Denn die Menschen haben einen natürlichen und überwiegenden Hang zur Wahrheit, welchen nur falsche Gewöhnung, böses Beyspiel und verkehrte Erziehung in ihnen ersticken können. Daher hat es vielleicht auch immer so schwer gehalten, sich den Ursprung des Bösen in dem Menschen zu erklären, daß man

sogar zur Aufstellung und Personifizirung eines bösen Prinzips seine Zuflucht nehmen möchte, weil man fühlte, die menschliche Natur sey besser, als man es sich selbst einzugestehen getraute. Man gebe nur auf die Kinder acht: welch eine erstaunliche Wißbegierde herrscht nicht bey ihnen? Sie wollen nicht allein die Dinge selbst kennen; sondern auch die Ursachen derselben. Sie fragen nach allem und forschen beständig, zumal wenn man sich zu ihnen herabläßt und spielend sie unterrichtet. Es würde aber der größte Widerspruch seyn, wenn man behaupten wollte, daß sie deswegen fragen und forschen, um unwissend zu bleiben, oder welches einerley ist, die Wahrheit nicht zu erfahren und sich täuschen zu lassen. Diese Wißbegierde findet man aber nicht bloß bey Kindern, sondern auch bey Erwachsenen. Woher

z. E. sonst die vielen Preisaufgaben? im- gleichen die vielen Anfragen im Reichs- anzeiger, bey welchen letztern noch das Sonderbare ist, daß manche auch hier, wie die Kinder, sogar Fragen aufstellen, die entweder schon hundertmal in bekann- ten Schriften gründlich beantwortet sind, oder die sie sich mit leichter Mühe, bey einigem Nachdenken selbst beantwor- ten könnten. Indessen zeugt doch dies vielfältige Fragen und Forschen, ja selbst die Mikrologie und Kleinigkeitskrämerey von der Wißbegierde der Menschen, und wo diese ist, muß auch Verlangen nach Erkenntniß der Wahrheit seyn, so falsch sie übrigens in Rücksicht der Zwecke und Mittel geordnet seyn mag. Wie reimt sich aber damit der Hang zur Täuschung und der Obscurantismus, welche wir doch auch bey dem Menschen wahrnehmen? Ich behaupte, dies ist bey ihm nicht Na-

tur, sondern nach und nach eingeschliche-
ne Verwöhnung. Man darf sich nur
erinnern, wie es gewöhnlich bey der Er-
ziehung zugeht. Wie sonderbar werden
nicht noch immer die meisten Kinder von
der Geburth an behandelt? Wenn sie spre-
chen lernen; so vereiniget sich fast alles
dazu, ihnen irrige und falsche Begriffe
beizubringen. Sie sollen die Sprache
grade von denjenigen lernen, oder den
Anfang bey denen machen, die sie selbst
am wenigsten verstehen und sich am un-
passendsten ausdrücken. Und wie ver-
fährt man weiter? Die Possierlichkeit,
mit welcher die Kinder die ersten Laute
hervorstoßen, ahmt man nach, man wie-
derholt ihre falsche Aussprache; man
stammelt und stottert mit ihnen, anstatt
ihnen das Richtige vorzusprechen. Fra-
gen sie nach diesem und jenem; so erlaubt
man es sich oft, sie entweder mit einer

Antwort abzufertigen, wie sie einem ohne Mühe gerade beifällt, oder man sagt ihnen wol gar Unwahrheiten, übt sie im Leugnen und Lügen und hintergeht sie; oder endlich man thut ganz falsche, unzweckmäßige Fragen an sie, zieht sie auf, hat sie zum Besten, unter dem Vorwande, oder in der Meinung, ihren Scharfsinn zu üben. Die Ursachen hiervon sind folgende. Wenn die Kinder merken, daß wir sie lieben: so wollen sie sich auch gern mit uns unterhalten. Da sie nun noch wenig wissen und ihnen fast Alles neu ist; so fragen sie ohne Unterlaß. Bisweilen hat man nun weder Zeit noch Lust, sich mit ihnen zu beschäftigen. Man fertiget sie also, um sich ihnen doch so gefällig als möglich zu zeigen, so kurz als sich's thun läßt ab. Oft trägt es sich aber auch zu, daß sie Fragen thun, die man nicht beantworten kann, entweder weil man selbst nicht

Bescheid weiß, oder weil es den Kindern zu sehr an Vorkenntnissen fehlt, als daß man ohne viele Mühe und Weitläuftigkeit ihre Fragen bestimmt beantworten, oder sich ihnen verständlich machen könnte. Da man sich nun bisweilen das Dementi nicht geben will, als ob man die Wahrheit selbst nicht wisse: so sucht man sie durch irgend eine Antwort zu beruhigen." Besser wäre es unstreitig, wenn man in solchen Fällen gradezu antwortete: das, mein Kind, warum du mich fragst, weiß ich noch nicht, kann ich dir noch nicht beantworten. In der Folge sucht man ihnen seine individuellen Empfindungen, Vorurtheile, Maximen und Urtheile einzupfropfen und sie zu seinem Nachhall zu machen. Leute, die selbst noch nicht das A B C des Denkens erlernt haben, unterfangen sich, die socratische Methode bey ihnen zu versuchen

und diejenigen, welche selbst noch keine bestimmte Begriffe haben, wollen sie in den Kindern entwickeln. Eigentlich sollte man nur Erwachsene socratisiren, und zwar der Lehrling den Lehrer; denn wer etwas wissen will, pflegt sonst zu fragen. Die Kunst des Lehrers besteht darin, gewisse reichhaltige Sätze so interessant aufzustellen, daß die Wißbegierde des Lehrlings rege gemacht wird, weiter nachzuforschen. Die gewöhnliche unächte socratische Methode ist ein Seitenstück zur verkehrten Welt. Hierzu kommen nun noch die oft ganz widersprechenden Handlungen der Ältern und Erzieher, welche bey den Kindern meist Nachahmung, dann Übung und endlich Liebe zur Täuschung erzeugen: ist es nun zu verwundern, wenn so die Natur der Menschen mit Gewalt umgekehrt wird, daß sie endlich ausarten. Allein: Naturam expel-

las furca, tamen usque recurret, das heißt hier: die Liebe zur Wahrheit, (die in der Natur des Menschen gegründet ist) wird doch endlich einmal die Oberhand bekommen. Jene Übel der krebsgängigen Erziehung werden nach und nach abnehmen, mit der Zeit aufhören, und der Mensch wird in seinem Elemente der Wahrheit freudig gedeihen, leben und weben.

Der erste Ursprung der Täuschung war aber unstreitig ein Versehen oder Fehler, der aus Unwissenheit herrührte. Denn wo die Werke böse sind, da scheuet man das Licht, weil man Bestrafung fürchtet und sich die Frist derselben möglichst zu verlängern sucht. Übrigens werden ja die ersten Ältern, indem sie vom Baum des Erkenntnisses essen wollten, als sehr wißbegierig geschildert.

Woher denn aber nun der Obskurantismus, oder die Sucht und Begierde, andere zu täuschen und zu verfinstern. Ist man etwa selbst so sehr verfinstert, oder in den Irrthum verliebt, daß man andere keine größere Wohlthat erzeigen zu können glaubt, als wenn man sie mit Nacht und Nebel umhüllt, oder zum Heu fressen präparirt? Das wird bey wenigen Obskuranten der Fall seyn, denn so wären auch sie zu bekehren, wenn man ihnen aufs Deutlichste, Bündigste und Anschaulichste beweise, daß sie irren. Irrthum liegt bey ihnen freilich immer mit zum Grunde, sie wissen aber Manches recht gut, was man ihnen auf eine erbitterte und spöttische Art beweisen will, wodurch man gewöhnlich ihren Stolz und Unwillen dergestalt rege macht, daß sie Dinge vertheidigen und behaupten, die sie selbst bestritten haben

würden, hätte man ihnen die Ehre gelassen, zuerst ihre Stimme abzugeben. Manche Leute wollen schlechterdings Genies und Originale seyn. Können sie sich auf dem gewöhnlichen rechten Wege nicht mehr als solche zeigen und hervorthun; so müssen sie es invita minerva, und wider ihren Willen und Neigung auf dem verkehrten versuchen. Sie klettern auf alle mögliche Anhöhen, waden durch Sümpfe und Moräste um nur Aufsehen zu erregen und sagen zu können; da bin ich! Selbstsucht und Eigennutz (und letzterer nicht selten von der niedrigsten und schmuzigsten Art) sind es, welche bey vielen den Wunsch und das Bestreben erregen, Unwissenheit zu verbreiten, und andere, quantum satis, bis auf einen gewissen, den Weintrinkern und Ananasessern zuträglichen Grad zu verfinstern, ob sie gleich selbst

nicht unwissend zu seyn begehren und in gewissen Stücken eben so klug und oft noch klüger sind, wie die Kinder des Lichts in ihrem Geschlechte. Sie sollten doch aber auch bedenken, daß es ein gar erbärmlicher, ich möchte sagen, ganz zweckwidriger Behuf und falscher Kunstgriff ist, wenn man auf eine höchst unfeine und bemerkbare Art auch nur den Kindern weiß machen will: für uns schickt sich das Wissen wol, für euch aber ist es gut, daß ihr nicht erfahrt, wo die reifen Trauben hangen, und wenn man obendrein noch dem Geiste des Zeitalters entgegen arbeitet. Dadurch erbittert und empört man sie nur, macht ihre Wißbegierde und ihren Forschungsgeist desto mehr rege, und leitet sie auf Abwege, die hernach beiden Theilen äusserst gefährlich werden können. Hätte man sie hingegen offenherzig und gründ-

sich belehrt und überzeugt, so hätte man das nicht zu befürchten; und viele, die jetzt aus eingebildeter Weisheit über ehrwürdige Dinge spotten, würden aus vernünftigen Grundsätzen, sich gern, selbst in die einmal hergebrachte Convenienz, fügen. Auch sollte man sich nicht einbilden, daß die philosophische und christliche Geduld eine Tugend der obscuren Köpfe ist. Bey einigen Obscuranten trifft es sich auch bisweilen, daß sie in der Übereilung ein ganz unhaltbares Prinzip aufstellen, oder dem lieben Gott eine Regierungsform vorschreiben. Jenes wird nun von allen Seiten angefallen und durchlöchert, ihre Vorhersagungen werden durch den Erfolg widerlegt, sie sind einmal zu weit gegangen, als daß sie ihren Irrthum eingestehen könnten (zumal wenn sie sich sonst schon hervorgethan hatten). Sie glauben sich

also genöthiget, Hülfstruppen aller Art heranrücken lassen zu müssen, um auch auf einem übeln terrain das Schlachtfeld zu behaupten, und dabey üben sie sich so unvermerkt und so sehr in der Kunst die Wahrheit zu entstellen, daß sie zuletzt ihre eigenen Lügen glauben, in lauter Widersprüche versinken, und wo möglich, welches freilich viel sagen will, das non plus ultra erreichen, und in diesem Stücke ihren Meister, den Herrn S. noch übertreffen.

Exempla sunt in promptu, sed odiosa, ich kenne meine Kundleute, und könnte diesen und jenen nahmhaft machen: aber ich will mich wol in Acht nehmen, der Katze die Schelle anzuhängen. Indessen unter der Bedingung, daß die Leser es nicht weiter sagen, einen kleinen Belag! Es lebte,

oder lebt vielmehr noch, ein bekannter, ehmals beliebter Schriftsteller, der, ohne eben gelehrte Kenntnisse zu besitzen, auf eine naive spaßhafte Art, angenehme Sächelchen schrieb, worin zwar eben keine tiefe, aber viel richtiges Gefühl, schlichter Menschenverstand, ein Anstrich von Neuheit und angenehme Laune herrschte. Wie durfte man sich wundern, daß er Beifall fand, in dem goldenen Zeitalter Deutscher Dichter? Wenn man jetzt seine ersten Schriften lies't; so werden sie bey weitem den Eindruck nicht machen, den sie damals machten. Dieser gute Freund, der noch durch ein etwas sonderbares Costum sich auszeichnete, stolz auf diesen Beifall, den man ihm so freigebig zollte, wollte nun nicht mehr, als wozu ihn sein Genie berechtigte, ein angenehmer unterhaltender Schriftsteller seyn, sondern er wollte

auch einen tiefsinnigen Denker repräsentiren. Er übersetzte daher ein sehr verschrienes Werk in sehr schlechtes Deutsch, welches vielleicht der eigene Verfasser nicht so gut verstanden hat, als es seine Ausleger verstanden zu haben glaubten. Der Übersetzer schrieb eine Vorrede dazu, worin er auf eine possierliche Art bewies, daß er den Verfasser meistentheils auch nicht verstanden habe, daß er ihn aber verstanden haben würde, wenn er sich deutlicher und verständlicher ausgedrückt hätte. Viele, welche den Mann, von dem wir reden, von Hause aus kannten, verwunderten sich, wie dieser Dichter unter die Philosophen gerathen sey. Dazu kam nun, daß das benannte Buch für Contrebande und Jesuitismus gehalten wurde, welches den Zweck habe, die Wahrheit im Fundamente zu erschüttern, wodurch auch der

Uebersetzer in den Verdacht gerieth, als wolle er den Irrthum begünstigen und befördern. Hierdurch, wie durch den reichen Tadel, den er Statt der erwarteten Lorbeeren, oder gar olympischen Krone, einerndtete, ward der gute Mann, bey dem das Empfindungsvermögen bey weitem das Uebergewicht hatte, dergestalt aufgebracht, daß er, um sich zu rächen, zuvörderst gegen die Aufklärer, und endlich gegen die Aufklärung selbst, ganz seinen ersten Äußerungen zuwider, auf eine unglückliche Weise zu Felde zog, und sich um Ehre und Reputation brachte.

Ich wiederhole es also noch einmal, nicht alle Verfinsterer sind selbst verfinstert und lieben in allen Stücken die Finsterniß mehr als das Licht, so wie nicht alle, welche die vernünftige Gleichheit der Menschenrechte bestreiten und einige Menschen bloß als zweifüßige Thiere behan-

dern, es aus eigener innerer Überzeugung thun; sondern sie wollen das, wovon sie selbst das Gegentheil glauben, aus Selbstsucht und Eigennutz andern glauben machen.

Da nun aber der Mensch einen natürlichen Hang zum Unterricht und zur Erkenntniß der Wahrheit hat, sintemal Manche ihr ganzes Leben dem Forschen und Streben darnach widmen; so wird ein bekannter Menschenfreund, von dem man einmal sicher weiß, daß er gegen Freund und Feind, kurz durchaus ein Bekenner der Wahrheit ist, (wenns auch zu seinem eigenen temporellen äußern Schaden wäre) unstreitig bey dem größern Theile der Menschen, sich verehrungswürdig und beliebt machen. Und welcher einigermaaßen vernünftige Mensch kann ihn bloß deswegen hassen, weil er die Wahrheit sagt? Was kann er denn

dafür, daß die Dinge so und nicht anders sind? Ist er denn ein Gott, daß er die Natur umschaffen könnte? Wahrheit bleibt Wahrheit; und wenn er sie auch nicht sagte, so würde sie doch bleiben, was sie ist. Wäre es nicht die bitterste Satire und ungerechteste Beschuldigung, wenn zum Exempel jemand behauptete: die Mehrheit der Menschen würde einen Meilenzeiger deswegen hassen und umreißen, weil er richtig die Wahrheit zeigte? Nur Tollhäusler, Diebe und Mörder könnten das thun. Oder würde ein ein Mensch, der sich verirrt, oder einen Umweg gemacht hätte, denjenigen anfeinden, der ihm dazu hülfe, sich von neuem zu orientiren? Es mag ihm noch so sehr verdrießen, daß er einen Umweg gemacht oder Zeit versäumt hat, so kann doch der gute Freund nicht darunter leiden, der ihm wieder zu rechte hilft.

„Das mag alles seyn", wird man antworten: „aber gewisse Wahrheiten zu gewissen Zeiten unter gewissen Umständen, in gewissen Lagen und Verhältnissen schmerzen gar zu sehr; der Patient giebt in der Angst und fast unwillkührlich dem Chirurgus, der ihn operirt, einen empfindlichen Stoß oder Schlag." Aber hinterher thut es ihm doch oft leid. Und gesetzt, einer gewissen Menschenklasse wären gewisse Wahrheiten bitterer als Wermuth; so werden sie eben deswegen andern desto willkommner seyn und eben die Wahrheit, die heute und in diesem Falle dem einen Theile verdrießlich oder nachtheilig ist, kommt ihm ein andermal wieder zu Gute. Da hieße es nun: hier Freunde, dort Feinde, die erstern an der Zahl, die letztern bisweilen vielleicht an Ansehn und Macht größer.

Aber muß denn auch der Wahrheits-freund alles sagen, was er weiß? es sagt jemand ganz recht: toutes les vérités ne sont pas à dire, das heißt mit andern Worten: Was man sagt, muß Wahrheit seyn, aber man muß nicht alle Wahrheiten offenbaren und die Perlen nicht vor die Säue werfen. Schweigen ist auch eine Kunst. Est modus in rebus, sunt certi denique fines. Man muß bisweilen die Lunge schonen, damit es einem wohlgehe und man vergnügt und lange lebe auf Erden. So viel bleibt doch aber allemal gewiß, daß Wahrheit Hochachtung erweckt und da sind wir immer einen grossen Schritt der Liebe näher, welche sehr oft die Folge davon ist. Der Lügner, Betrüger und Unzuverlässige wird sich aber gewöhnlich der Verachtung und dem Hasse aussetzen. Es kann hier Ausnah-

nen geben, aber es sind auch nur Ausnahmen. Wenn es doch aber scheinen möchte, als ob die Ausnahmen die Regel überstiegen; so ist zu bemerken: daß nicht das Zeugniß der Wahrheit selbst, sondern die Art und Weise wie es abgelegt wird, und die Zeitumstände, unter denen gewisse Wahrheiten gesagt werden; es sind, welche grade oder am meisten zu der Zeit, Haß und Erbitterung erwecken. Um das Gefühl gewisser Wahrheiten zu verstärken und ihnen desto mehr Neuheit und Interesse zu geben, bedienen sich die Menschen sehr häufig des Witzes und der treffenden Satire. Sie deuten so zu sagen mit Fingern auf diesen und jenen, wodurch sie sich nothwendig verhaßt machen müssen; dahingegen der unbefangene Wahrheitsfreund sich Achtung und Liebe erwirbt. Man-

che verunstalten die Wahrheit durch die Rauhigkeit und Härte und durch den Übermuth, mit der sie sie vortragen. Es kann aber freilich auch Zeiten geben, in welchen es für Verbrechen gilt, gewisse Wahrheiten unbefangen zu sagen. Wer z. E. in Frankreich, während der schlimmsten Epoche der Revolution, behauptete, daß ein Staat bey einer gemäßigten Monarchie unter einem weisen Regenten sich sehr wohl befinden könne, der war zur Guillotine reif. Wer in einigen andern Ländern die Meinung äußerte, eine jede Regierungsform habe ihr Gutes und ihre Mängel, je nachdem die Vorsteher und Häupter der gemeinen Wesen beschaffen sind; der große Hause oder das Volk könne bey einer republikanischen Verfassung, (bey welcher, der Natur der Sache nach, diejenigen, welche an der Spitze stehen, und sich be-

rühmt gemacht haben, einen unsichern undankbaren Posten bekleiden) blühen und gedeihen; der lief Gefahr, von Kurzsichtigen als ein Jacobiner und Illuminat verschrieen zu werden. Wer bey gewissen Ellipsen dem gesunden Menschenverstande, und der verschrieenen Aufklärung das Wort redete, der ward von unberufenen Zionswächtern für einen Neologen gescholten. Es hat aber zu Zeiten auch Länder gegeben, wo man alle diese Behauptungen und tausend andere Meinungen ganz unbedenklich aufgestellt hat; ohne daß es jemandem einfiel, die Bekenner und Verfechter derselben persönlich anzufeinden. Ein jeder trieb ruhig sein Wesen fort und die Regierung sahe dem Federkriege, ohne Parthei zu nehmen, gelassen zu; wobey sich jedermann wohl befand. Wenn freilich die Landesregierung befiehlt: dieß und

jenes soll und muß Wahrheit seyn, und soll als solche erkannt werden! wenn sie nicht allein die Norm, sondern auch das Materielle des Denkens ein für allemal festsetzt,

Und spricht zu aller Frist
Keinen Fuß breit über'n Mist,

denn Wir haben der Wahrheit einen Riegel vorgeschoben und das Licht unters Schloß gelegt; wenn gewisse Wahrheiten bey bewußter innerer Schwäche für gefährlich angesehen werden; wenn die Gemüther dabey in Gährung gerathen sind: dann sich zum Schiedsrichter aufzuwerfen, ist wenigstens eine gefährliche Sache. Da gebührt's zu schweigen, wofern man nicht etwa, wie jene große und berühmte Reformatoren, einen ganz besondern Ruf und Kräfte dazu fühlt; und kein Ungemach scheut, verhaßte Wahrheiten geltend zu machen

und den ungewissen Ruhm der Unsterblichkeit bey der Nachwelt nicht einem ruhigen bequemen Leben vorzieht. Über andere Dinge aber, wo es noch keine erhitzte Partheien giebt, (die das Ich und Nicht-Ich zu sehr urgiren, kann man so viel Wahres und Gemeinnütziges sagen, als man weiß und will. Es wird immer mit Dank erkannt und benutzt werden. Ja, sollten wir auch einem oder dem andern durch unsere Unbefangenheit und durch das Gewicht der Wahrheit wehe thun, so wird er es uns, wo nicht gleich, doch oft in der Folge Dank wissen und gezwungen seyn, unsere Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe zu bewundern. Aus diesem Allen läßt sich auch erklären, warum dem Einen etwas übel genommen wird, was der andere freimüthig sagen darf, weil letzterer die Kunst versteht, alle gehässige Insinua-

tionen zu vermeiden, ohne der Wahrheit selbst etwas zu vergeben. Ich wiederhole es also noch einmal: in der Regel macht nicht sowohl die Wahrheit Feinde, als die Art und Weise, wie man sie sagt, die Absicht, mit der sie vorgebracht wird und die ungünstigen Zeitumstände, unter welchen man gewisse Wahrheiten geltend zu machen sucht. Eigentlich sollte sich doch aber niemand dadurch abschrecken lassen, wohlbedacht ein Wort zu seiner Zeit zu reden, weil der Lügner eben so gut seine Feinde hat, als der Wahrheitsfreund, und weil der weise Mann gewiß mehr Freunde, als Feinde findet.

Lassen Sie uns zuletzt noch das Sprichwort: Veritas parit odium, Wahrheit macht Feinde, umkehren, und sagen: odium parit veritatem, der Haß er-

zeugt Wahrheit, oder Feinde sagen Wahrheit, und zusehen, was dann herauskommt. Auch hier wird das Sprichwort hinken, denn Feinde thun der Sache oft zu viel und uns unrecht. Freunde decken aber auch oft mehr mit dem Mantel der Liebe zu, als sie eigentlich verantworten können, und sind die gefärlichsten Schmeichler. Feinde sind gewöhnlich scharfsichtiger und entdecken den kleinsten Flecken. Mancher muß, so zu sagen, erst in Harnisch gesezt oder gedrückt werden, wenn er die Augen öffnen soll. Bis dahin gilt es den meisten gleich, ob die Neger schwarz oder weiß sind, gespießt oder gehängt werden, sind es doch nur Neger. Aber wenn es heißt: tua res agitur, deine Haut soll zu Markte gebracht werden, dann geht's ans disputiren über Eigenthum und Menschenrechte und ans

Forschen und Untersuchen, wessen Haut sich am besten dazu qualificirt. Gäbe es keinen Streit, so würde auch das Denken ganz einschlafen und der Geist des Menschen bis zum Stagniren in Stillstand gerathen. Wenn daher auch bey manchen philosophischen, theologischen, juristischen, medicinischen ꝛc. Zwistigkeiten die Hauptsache oder der streitige Punkt selten ausgemacht wird, damit man, wie bey den sogenannten ewigen Vereinen und Friedensschlüssen, wieder eine Gelegenheit von Zaune brechen könne; so giebt es doch mitunter gute Ausbeute, die sich ein jeder ohne den Schaden und Nachtheil des andern zueignen darf. Selbst Mancher, der den Hauptpunkt verfehlt, sagt nebenbey treffliche Sachen, es entfallen ihm, ohne daß er es selbst weiß, goldene Sprüche, die ewig im Tintefaß geblieben wären.

Eine und dieselbe Sache wird von allen Seiten beäugelt, und auf so vielen Capellen geläutert, daß es wunderlich zugehen müßte, wenn auch nur ein Atom Fremdartiges in ihrer Mischung bliebe. Bisweilen, es ist nicht zu leugnen, geschieht der Sache zu viel, aber es giebt auch eine Menge guter Scheidekünstler, die das solve et coagula, Lösen und Binden, aus dem Grunde verstehn, und noch besser als Albertus magnus, Arnoldus de villa nova, Raymundus, Lullus, Theophrastus Paracelsus und Franz von Frankenau mit der Palingenesie Wiederherstellung und Wiedergeburt umzugehen wissen. Bey allen diesen Fehden muß die Wahrheit nothwendig wenigstens immer etwas gewinnen. Mag auch darüber noch so viel Druckerfarbe verloren gehn, und noch so viel schwarze Tinte fließen, ist

doch auch rothe genug geflossen, und ich dächte, ein Tropfen letzterer, den man ohne unzeitigen Aderlaß nicht bekommen könnte, müßte theurer seyn, als ein ganzer Tintenverlag. Einige denken zwar anders; indessen chacun a son gout, ein jeder denkt er hat recht. Bey diesen Mohren ist das Waschen vergebens. Wenn aber die Schwärze nur auf der Haut sitzt, wie dem Schornsteinfeger, den kann man wieder weiß darstellen. Sollten übrigens einige sich beschweren, daß sie, so bald sie nur den Mund aufthun Wahrheit zu sagen, von allen Seiten angefallen und befeindet werden; so mögten es vielleicht diejenigen seyn, die nie anders Wahrheit sagen, als um sich zu rächen, und wenn ihr Menschenhaß rege gemacht worden ist.

Drittes Sprichwort.

Von den Todten nur Gutes.

De mortuis nil nisi bene.

Hieher gehören auch die alten Sprichwörter beim Agricola:

Nro. 518. Er ist an der Wahrheit, wir sind an der Lügen.

Nro. 524. Die Todten soll man ruhen lassen.

Freydank.

Im Tode lobt man manchen Mann
Der Lob auf Erden nie gewann.

Leider, alter Barde! geschieht es auch noch zu unsern Zeiten, daß man selbst diejenigen Todten lobt, gegen welche manche Galgen- und Radbewohner, vor

dem Gewissensgericht vielleicht als Engel erscheinen würden, unter dem Vorwande: man müsse von den Todten nur Gutes reden. Dadurch wird mancher in seinem Unverstande und in seiner Bosheit bis ans Ende bestärkt. Warum leiden denn aber die hingerichteten Missethäter hier eine Ausnahme? Ist es billig, daß man diese grade doppelt züchtiget? Verdienten etwa,

der Amtmann der die Bauern schund,
In Wein und Wollust floß,

wie ihn Hölty schildert, oder der Edelmann, der zum Vergnügen und Spaß, die Herrndienster mit Hunden zu Tode hetzte, und andere dergleichen öffentliche und heimliche Buben, ein Ehrendenkmal? de occultis non judicat ecclesia, wo kein Kläger ist, da ist kein Richter. Aber wenn nun der Unterdrücker todt ist, und

die Verfolgten ohne Gefahr reden dürfen; sollen sie noch obendrein ihren ehemaligen Peiniger loben? Wenn überhaupt das Sprichwort: „von den Todten nur Gutes" ohne Einschränkung gelten sollte; so könnte gar keine diplomatische Geschichte geschrieben werden. Überdem ist die Lobrede auf einen Menschen, der es nicht verdient, und dessen überwiegende Schwächen und Fehler hinlänglich bekannt sind, unstreitig die bitterste Satyre und wahre Persiflage. Wer sich so vergessen und wegwerfen kann, daß er einen Nichtswürdigen unbedingt lobt, der kann es Keinem verdenken, daß man ihn entweder für einen Dummkopf oder Heuchler hält. Wer jeden ohne Unterschied und Ausnahme lobt, dem werden es die Verdienstvollen wenig Dank wissen, daß er sie mit den Taugenichtsen in eine Classe wirft. Ein Schriftsteller

zumal, der die historische Wahrheit (weil er sie einseitig und aus einem falschen Gesichtspunkte gefaßt hat), wie Knigge sagt, beschiracht, begeht die unwiderruflichste Beleidigung gegen das Publikum, dem er seine Privatmeinungen und Empfindungen aufdringen will, indem er die Leser als Blinde und Kinder behandelt, und wenigstens gegen die Klügern, durch seine Einseitigkeit, alle Achtung aus den Augen setzt. Er richtet damit nichts weiter aus, als daß man auf ihn und die elenden Subjecte, die man vorher bemitleidete, erbittert wird. Immerhin mag ein Freund den andern in diesem und jenem Stücke, entschuldigen, rechtfertigen und retten, wo er meint, daß ihm zu nahe geschieht, und den Abwesenden vertheidigen; aber verdorbene Waare als Englische oder Gnadauer Arbeit anpreisen, verräth wenig

Überlegung. Einige meinten daher, das obige Sprichwort müsse heißen: de mortuis nil nisi vere, oder man müsse von Verstorbenen nichts anders als die Wahrheit reden. — Dann wäre es aber kein sensikalisches Sprichwort mehr, denn es versteht sich von selbst und leuchtet einem jeden Verstande ein, daß man auch Lebende nicht verlästern muß. Und dem vorgeblichen Sprichworte fehlte es an Salz und Würze, welches doch, nebst einen gewissen Anstrich von Paradoxie, eigentlich mit das Characteristische eines guten Sprichworts ausmacht. Es mag also das erstere „de mortuis nil nisi bene", von den Todten nur Gutes, immer stehen bleiben, um so mehr, da es einen sehr menschenfreundlichen Sinn in sich schließt. Dieser dünkt uns folgender zu seyn. Man müsse von den Fehlern verstorbener unbedeutender Män-

schen, so viel es die Pflicht erlaubt, schweigen, und das wahre Verdienst anderer etwas mehr ins Licht stellen, als ihre Schwächen und Unvollkommenheiten. Es ist auch unstreitig nichts billiger als dieß. Bey den Juristen ist es eine der ersten Rechtsregeln: audiatur et altera pars: Auch den Gegenpart muß man hören. Wenn nun aber der Beschuldigte nicht mehr da ist, wie unbillig würde es seyn, gegen ihn nur den Kläger zu machen? Müßte man nicht vielmehr voraussetzen, daß er bey seiner Gegenwart, manches zu seiner Entschuldigung anführen, manches Verwickelte und Zweideutige in ein vortheilhafteres Licht würde haben stellen können? Und wenn man schon denjenigen für niederträchtig und feig hält, der Abwesende zu scharf mustert; sollte es derjenige weniger seyn, der den todten Löwen auf

Eselsart mißhandelt. Dies letzte scheint um so natürlicher und menschenfeindlicher zu seyn, da der Anblick eines Todten, oder der Gedanke an denselben, das natürliche Mitleid rege macht. Wie denn z. E. in der Bibel, der Ausdruck „Todt" sehr oft Unglück und Verderben, „Leben" aber vielfältig Wohlstand und Glückseligkeit bedeutet. Es ist folglich einem jeden nur in etwas gebildeten und kultivirten Menschen widerlich und verabscheuungswürdig, einen Unglücklichen, wär's auch nur in der Idee, noch unglücklicher zu machen. Daher sagt man auch gewöhnlich von Todten „requiescat in pace, er ruhe im Frieden". Deswegen versöhnt sich im Augenblick des Todes oft der bitterste Feind mit seinem Widersacher, und verzeiht ihm das, was er ihm im Leben nimmermehr vergeben haben würde.

„Wie steht's aber nun um die Anwendung dieses Sprichworts, welche durch die gemachten Instanzen schwieriger geworden zu seyn scheint? Soll man seine Augen gegen die Fehler und Unvollkommenheiten der Verstorbenen gänzlich verschließen, oder ihnen Vorzüge andichten, die sie nicht besitzen? Soll man ihnen ein Verdienst zuschreiben, das sie sich nicht erworben haben? Behüte Gott! Ehre, dem die Ehre gebühret. Scharfsichtig wie die Schlangen, doch ohne Falsch zu seyn, wie die Tauben, räth uns ein ächter Weiser, der nicht heuchelte. Die Weisheit besteht ja eben darin, daß wir den wahren Werth der Dinge einsehen und bestimmen? und wodurch kann das anders geschehen, als daß wir das Gute sorgfältig gegen einander abwägen. Gesetzt, wir wollten loben, was nicht zu loben ist; so wird sicher-

sicherlich dereinst eine Zeit kommen, da man unsere Partheilichkeit, lächerlich, verächtlich und gehäßig finden wird. Der schmeichlerische Lobredner errichtet durch jedes Panegyrikum sich selbst eine Schandsäule; denn der redendste und unverdächtigste Beweis für die Verdienste eines Menschen, bleiben immer seine Werke. Einzelne Menschen, ein Publikum, ein Zeitalter kann in der Beurtheilung eines Mannes, oder einer Begebenheit irren, oder durch falsche Insinuationen und Vorspiegelungen sich irre leiten lassen; aber der Mensch, oder vielmehr die Menschheit, irret nicht. Einst kommt gewiß ein Zeitalter, welches ohne Ansehen der Person richtet, und den wahren Werth eines jeden, der des Andenkens würdig ist, für immer bestimmt. Um einen großen Menschen und eine große Begebenheit richtig ins

Auge zu fassen, schadet oft zu große Nähe; so wie man ein vollkommenes Gemählde nur in einer gewissen Entfernung betrachten muß, wobey es wieder darauf ankommt, ob jemand kurzsichtiger oder fernsichtiger ist. Aber für einen jeden giebt es doch nur einen Punkt oder eine Lage, woraus er, für sein Theil, eine Sache am richtigsten beurtheilen kann. Befindet er sich nicht darin (es sey nun durch eigene oder fremde Schuld), so wird er natürlicher Weise falsch sehen, und folglich auch unrichtig schließen. Je mehr aber das Denken zunimmt, desto mehr wird auch das für und wider erwogen werden. Ein Socrates, ein Galiläi, ein Johann Huß und mehrere andere, konnten von vielen ihrer Zeitgenossen verkannt werden; allein die Nachwelt hat und wird Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren lassen. So viele,

welche noch jetzt auf dem Register der Ketzer, oder wol gar der Gottesleugner stehen, werden einst am Wahrheitshimmel als Sterne erster Größe, als Herolde der wahren Religion, glänzen, indeß ihre scheinheiligen und unweisen Verfolger, wo nicht Vergessenheit, doch ewige Schande deckt. Jene sogenannten Helden und Menschenwürger, die Alexander, Dschingiskans, Wallensteine, Potemkins und Suwarows*) (denen es gewiß nicht an eigennützigen Lobrednern fehlte), werden als seltene Meteore und Wunderthiere von einigen Neugierigen zwar beschauet werden, aber nie wird

*) Letzterer soll unter andern zu seinen Horden, als sie in der Vorstadt Prag die aufgespießten Kinder ihm entgegen hielten, gesagt haben: so recht, Kinder, macht euch heute lustig. —

ein denkender Kopf sie verehren, wie z. E. die Solone, die Lykurge, die Epiktete und Mark-Aurele.

So mögen wir immer noch so gewissenhaft den Werth eines jeden bestimmen, wenn wir ihm nur nicht unrecht thun und es uns nicht herausnehmen über verborgene Dinge, als z. E. Gedanken und Gesinnungen, zu urtheilen und abzusprechen; wo keine diplomatische Thatsachen zum Grunde liegen. Ja, auch hier wollen wir bedenken, daß selbst die besten Acten immer noch unvollständig sind und seyn müssen; daß der Verstorbene noch immer manche, für ihn vortheilhafte Aufklärung, würde haben geben können, und daß endlich diejenigen, welche im Leben am meisten von ihren Günstlingen geschmeichelt wurden, von andern im Tode desto heftiger getadelt worden sind. Der Geschichtschrei-

der sollte bey solchen Personen bloß, ihre Thaten, so viel möglich, ohne eigene Beurtheilung, reden lassen.

War der Verstorbene ein Mensch ohne Bedeutung und Einfluß, so daß sein Beispiel weder viel Lehrreiches, noch Abschreckendes enthält; so ist für ihn und für die Welt Vergessenheit seiner das beste, und möglichste Schonung, der Verwandten wegen, das Menschenfreundlichste. Auch giebt es nützlichere Gegenstände zur Unterhaltung. Ein bedeutender Mann aber (darunter verstehe ich, einen solchen, der einen wichtigen Posten bekleidete, und sich an die Spitze stellte oder auch dahin gestellt ward), kann auf nichts als auf Gerechtigkeit und Billigkeit Anspruch machen. Er fordert den Geschichtschreiber gleichsam auf: Speak of me, as J am, und die Geschichte darf bey ihm der Wahrheit auch nicht das Geringste vergeben. Hier muß

es schlechterdings heißen: de mortuis nil nisi vere. Jedes unwahre Lob oder Tadel ist hier Verbrechen gegen die Menschheit, weil dadurch der Schwache und Unverständige zur Nachahmung des Bösen gereizt, oder der Wahrheitsfreund erbittert werden kann. Da aber die Eigenliebe uns gewöhnlich eher die Fehler als die Vorzüge anderer entdecken läßt, (theils weil eine geheime Vergleichung unserer Vorzüge mit den Fehlern anderer uns Vergnügen macht, theils weil es für Scharfsinn gehalten wird, auch an vollkommnern Gegenständen Fehler zu entdecken, die andere nicht sehen); ferner da es aus mancherley Gründen leichter ist, jemanden beschuldigen, als Beschuldigungen anschaulich zu widerlegen, (welches Letztere genaue Entwickelung der Ursache und Gründe, so wie eine oft ungewöhnliche Geduld des Prüfen-

den erfordert) endlich da eine Handlung nach dem subjectiven Gewissen des einen oder des andern Entschuldigung verdient, ja wol gar in gewisser Hinsicht, recht, gut und edel seyn kann, die es nach dem unsrigen oder in Ansehung der Folgen nicht ist; so kann uns jenes Sprichwort immer daran erinnern, schwachen Verdiensten einen Theil unserer natürlichen Gutmüthigkeit zu leihen, damit wir nicht Gefahr laufen, diese Unglücklichen noch stärker zu züchtigen, als sie es verdienen, welches unverantwortlich wäre. Zum Schlusse noch folgende Stelle aus Wielands Beiträgen zur Kenntniß des menschlichen Verstandes und Herzens, über das Sprichwort: de mortuis nil nisi bene.

„Dies ist eins von den ehrlichen wohlgemeinten Sprüchelchen, welche durch den täglichen Gebrauch, der von ihnen gemacht wird, das meiste von ih-

rem Geiste — wofern sie jemals einen hatten — schon längst ausgedünstet haben! Die Wahrheit zu sagen, es ist in dem Stande, worin es sich dermalen befindet, ein ungeschmacktes, schiefes, unbrauchbares, nonsensikalisches Sprichwort, durch welches, wenn die Geschichtschreiber und Philosophen die mindeste Achtung dafür haben wollten, die Welt aller der Vortheile beraubt würde, welche sie von dem Beispiele, oder von den Fehlern und Verirrungen ihrer vom Schauplatze abgetretenen Mitglieder ziehen kann, worin doch nur gar zu oft der ganze Nutzen besteht, der sie wegen des ehmaligen Daseyns derselben schadlos halten soll."

Viertes Sprichwort.

Memento mori.

Denk, o Mensch, an deinen Tod.

Als ich diese Inschrift neulich über unsern Kirchhofe las, dachte ich mir, wenn man das Sprüchelchen umkehrte, und sagte: memento vivere, oder: lieber Freund! denke auf den rechten Lebensgenuß und Gebrauch; sollte es dann weniger lehrreich seyn? Der Tod, dieser ungebetene Gast, ist dir gewiß genug, er bleibt sicherlich nicht aus; und im Nothfall giebt es ja noch immer Marktschreier, Quacksalber, Giftkrämer, Aberglauben, Seuchen, Kriege und Injurienprozesse genug, die werden dir, früher als du denkst, die Stätte anweisen,

wo deine Gebeine ruhen sollen. Es haben doch aber die Cartheuser-Mönche das memento mori zu ihrem Symbolum und zum Gegenstande ihres tiefen Nachdenkens und ihrer großen gemeinnützigen menschenfreundlichen Geschäftigkeit gemacht? wol wahr, sie sollen dadurch aber seit Jahrhunderten um nichts weiser geworden seyn, als die übrigen Mönche. „Ey nun, mein Lieber! sie dürfen sich's nur nicht auslassen, sie haben es in sich.“ Es heißt doch aber: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen: „Sie haben vielleicht nicht unwichtige Ursachen, ihre Früchte lieber zu verbergen als zu zeigen.“

Man kann auch aus diesem Sprichworte ersehen, welch einen großen Einfluß unser werthes Ich auf das Entstehen und den Gebrauch auch dieses Sprich-

worts gehabt hat und noch hat. Es schmeichelt erstlich fast nichts mehr unserer Eitelkeit als das memento mori. Ad astra tendimus: Wir trachten nach dem, was droben ist. Das Irdische (gutes Essen und Trinken ausgenommen, so wie die Bequemlichkeit, welches Alles selbst die Heiligen nicht verschmähen sollen), ist uns viel zu geringe. Laßt andere Bücher schreiben, Berichte machen, Rechnungen führen, den Acker bauen, Handthierung und Gewerbe treiben, wir haben unser Seelenheil zu besorgen. Zweitens ist das memento mori bald auswendig gelernt und dem Gedächtnisse eingeprägt. Wir können schnell eine solche Übung darin erlangen, daß wir es hersagen, wie das Vater Unser, ohne uns im mindesten etwas dabey zu denken, welches um so wichtiger ist, je weniger wir sonst etwas vornehmen.

Drittens bezeichnet es unsere Ergebung in den göttlichen Willen, welchen die Menschen in so fern sich gern gefallen lassen, als sie glauben, daß er keine Handlungen und keine Anstrengung von ihnen verlangt. Doch Scherz bey Seite. Es kann sehr nützlich seyn, daß bisweilen einer oder der andere durch jene Kirchhofs Inschrift an das Ende seines Lebens erinnert wird; allein daraus folgt noch nicht, daß man darüber den Zweck seines irdischen Lebens vergessen müsse. Wer auf einen Posten steht, von dem verlangt man, daß er die Pflichten desselben beobachte und nicht alle Augenblicke frage: werde ich bald abgelöst? Vergißt er ihrer darüber, so macht er sich unstreitig verantwortlich. Also: memento vivere: denke auf die beste Benutzung und Anwendung der Lebenszeit. Das thue ich, ruft mir der

Wollüstling entgegen, ich lasse mir nichts abgehen. Ich führe den besten Tisch, ich trinke den köstlichsten Wein, ich schaffe mir die schönsten modernsten Sachen an, kurz, ich lebe, so viel es sich nur immer thun lassen will; alle Tage herrlich und in Freuden, und versage mir keinen Genuß, worin es auch immer seyn mag. Der Ehrsüchtige spricht: ich jage unermüdet dem Ruhme nach, und der Geizige: der Goldklumpe, den ich beständig zu vermehren trachte, ist mein Abgott. Wir wollen untersuchen, meine Herren, ob Sie den besten Lebensgenuß und rechten Gebrauch desselben schon gefunden haben. Doch wir befassen uns weder mit der Widerlegung des Geizigen noch des Ruhmsüchtigen, denn diese jagen offenbar einen Schatten nach, und indem sie sich dabey selbst den erlaubten sinnlichen Lebensgenuß versagen, beweisen sie klärlich,

daß sie nicht wissen was sie thun. Es ist also genug, daß wir den Wollüstigen zurecht weisen.

Zielte der Ausdruck, Leben, bloß auf den sinnlichen Genuß körperlicher Freuden, auf angenehme Gefühle, auf die Vergnügungen der Einbildungskraft; so könnten wir das memento vivere oder den Lebensgenuß, den Armen und Kranken, kurz allen denjenigen, welche einen großen Theil äußerer Güter entbehren müssen, nicht zur Pflicht, mithin ihn nicht zum allgemeinen Gesetz für alle Menschen machen. Das Wort, leben, geht aber auch hauptsächlich auf die Freuden des Verstandes und Herzens, die sich ein jeder durch Beobachtung, Erfahrung, Nachdenken und Arbeitsamkeit, insonderheit aber durch die Handlungen der Wohlthätigkeit zu eigen machen kann.

Dies sind Freuden von längerer Dauer, welche nie gereuen, inniger das Herz durchdringen, und es sanfter in Bewegung setzen und es zu neuen Freuden stärken. Jene andere streifen größtentheils nur an der Oberfläche desselben hinweg, und erschlaffen bis zur Fühllosigkeit, dergestalt, daß einige Wollüstlinge zuletzt nur vegetiren. Es geht ihnen um nichts besser als dem Tantalus, sie werden entweder desto hungriger, oder durstiger, jemehr sie genießen, oder sie verlieren überhaupt allen Geschmack. Ja, das sinnliche Vergnügen, wenn es durch häufige Gewohnheit und Mißbrauch den Reiz der Neuheit verloren hat, artet wol gar in Überdruß und Ekel aus. Nicht selten sind damit Verlegenheiten aller Art, Reue und bittere Vorwürfe des Gewissens verbunden, denn [illegible]

Mitten unter Rosen hebet
Die Reu den Schlangenkamm empor,
Und fällt mit unheilbaren Bissen
Dem Frevler an das Herz.

Man kann also mit Recht behaupten, daß diejenigen schlecht für ihre Zufriedenheit sorgen und wenig Lebensgenuß haben, die ihn vornehmlich, oder einzig und allein in der Befriedigung der Sinnlichkeit suchen, oder diese zum Ziel ihrer Bestrebungen machen. Wir wollen damit das sinnliche Vergnügen keineswegs verachten und heruntersetzen, oder den Genuß desselben jemand verdenken, aber vom gelobten Lande entfernt man sich desto mehr, und läuft desto eher Gefahr Schiffbruch zu leiden, je unvorsichtiger man darauf lossteuert; hingegen durch die höhere Tendenz zur Weisheit und Tugend verschmelzt sich

der sinnliche Genuß mit dem geistigen in eine vollkommne Harmonie. Der Hunger würzt die Speise, und nach gethaner Arbeit ist gut ruhn. Den Wollüstling soll also das memento mori erstlich daran erinnern, daß er eben wegen der Kürze des menschlichen Lebens, nach einen bessern, reinern und völligern Lebensgenuß streben müsse; zweitens, daß in der Regel ein ausschweifendes, zügelloses Leben den Tod oft früher herbeiruft, als er sonst gekommen wäre, und das Lebensziel verkürzt. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß mancher Wollüstling bis in sein spätes Alter im Überfluß lebt und bis ans Ende einer dauerhaften Gesundheit genießt; ferner, daß mancher arbeitsame Mann früher zu Grabe geht, und sein Ende, dem Äußern nach, traurig beschließt. — Allein erstlich muß doch auch oft der Wollüstling sehr früh und

hart seine Unordnungen und Ausschweifungen büßen, zweitens sind die Naturen und Leibesbeschaffenheiten sich nicht in Allem gleich; es ist daher wahrscheinlich, daß bey mehrerer Mäßigung der Sinnliche ein längeres Leben und kraftvolleres Alter erreicht haben würde. Und drittens kann man zwar des Guten nie zu viel thun, es bleibt aber nicht gut, wenn mans nicht in der gehörigen Ordnung thut. Est modus in rebus sunt certi denique fines, alles Ding hat seine Zeit und seine Grenzen. Der Menschenfreund kann es in der Art versehen, wie er eine Sache thut. Man kann sich vieles erschweren und manches durch Weisheit erleichtern. Man kann mit Wenigem viel, mit Vielem wenig thun, non multa sed multum, festina lente. Eile mit Weile. Es kommt Vieles auf den ersten Zuschnitt, auf die Einrichtung

und Ordnung an, in welcher die Geschäfte betrieben und die Erholungen genossen werden. Ein wohlüberlegter weiser Plan ist die halbe Vollendung. Der Menschenfreund prüft sich vielleicht nicht genau genug, wie weit seine Kräfte reichen. Er sollte aber billig seinen Wirkungskreis nicht zu sehr erweitern, oder mehr übernehmen, als er mit aller Wahrscheinlichkeit gut ausführen kann, indem er es sich sonst selbst beizumessen hat, wenn er zu früh unterliegt, und zuletzt wenig oder gar nichts mehr vermag. Weil aber das Leben, wie man sich ausdrückt, sehr kurz ist (indessen der Ausdruck kurz und lang, groß und klein, ist auch hier sehr relativ); so müßte ein jeder um so mehr im angezeigten edlern Sinne des Worts, so früh als möglich zu leben anfangen, und das Leben so hoch als möglich zu bringen suchen. Ein früher Un-

beyspiel könnte sehr viel dazu beytragen. Bey der ganzen Erziehung müßte darauf schon von Jugend auf Bedacht genommen werden, worüber sich Vieles sagen ließe. Wir wollen diesen Mangel, wie man gewöhnlich zu thun pflegt, auf die Unvollkommenheit der Welt schieben, bemerken aber auch zugleich, daß, so lange die Erziehung noch nicht Sache des Staats ist, das verkehrte Wesen und der Krebsgang nicht aufhören wird. Ist es z. E. nicht auffallend, daß den Studirenden oder Gelehrten die Vorbereitung fast die Hälfte des Lebens, und zwar die besten Lebensjahre wegnimmt, ohne daß sie während dieser Zeit dem Staate eigentlichen Nutzen stiften, sondern sich von ihm größtentheils nur ernähren lassen müssen? Warlich, wir sind hier noch weiter zurück, als wir denken, und man mögte noch zu sehr mit Vorurtheil

sen erfüllt seyn, als daß man zweckmäßige Vorschläge nicht ins Land der Träumereien verweise. Freilich kann jetzt niemand einen frühen Lebensplan entwerfen, der nicht tausend Abänderungen erleiden müßte, und den der nachherige Gang der Berufsgeschäfte nicht fast gänzlich reformirte. Etwas mehr könnte aber doch geschehen, und hier wäre ein Punkt, wo die Weisheit sich rechtfertigen ließe von ihren Kindern. Doch wir wollten ja nur einen Wink geben. Kommt Zeit kommt Rath.

Aber auch in anderer Hinsicht ist es wichtig, welchen Gebrauch wir von unserer Lebenszeit machen. Fast ein jeder wünscht, wenigstens bey seinen Freunden und Verwandten nach seinem Tode im ehrenvollen Andenken zu bleiben. Wie aber, wenn er durch sein regelloses Le-

ben sich und andere unglücklich machte? Wenn Verwünschungen ihm nachfolgen? Daher diesem die Erinnerung: suche so zu leben, daß deine guten Werke dir in den Herzen der Deinen Ehrendenkmäler zurücklassen! Wahrer Ruhm und wahre Ehre sind nur Folgen eines gemeinnützigen Lebens; sie verschaffen uns gewissermaßen eine Fortdauer desselben auf der Erde, und nicht Wenige führen sie bey der Nachwelt in den Tempel einer dankbaren Unsterblichkeit ein. Wer erinnert sich hierbey nicht der Stelle beim Tacitus, im Leben des Agricola, Abschnitt XLVI. Wovon ich, zur Bequemlichkeit einiger Leser, die Uebersetzung dem Originale beifüge.

XLVI. Si quis piorum manibus locus; si, ut sapientibus placet, non cum corpore extinguuntur magnae

animae; placide quiescas, nosque, domum tuam, ab infirmo desiderio, et muliebribus lamentis, ad contemplationem virtutum tuarum voces, quas neque lugeri, neque plangi fas est: admiratione te potius, temporalibus laudibus, et, si natura suppeditet, similitudine decoremus. Is verus honos, ea conjunctissimi cujusque pietas. Id filiae quoque uxorique praeceperim, sic patris sic mariti memoriam venerari, ut omnia facta dictaque ejus secum revolvant, famamque ac figuram animi magis, quam corporis complectantur: non quia intercedendum putem imaginibus, quae marmore aut aere finguntur; sed ut vultus hominum, ita simulacra imbecilla ac mortalia sunt, forma mentis aeterna: quam tenere et exprimere non per alienam ma-

teriam et artem sed tuis ipse moribus possis. Quidquid ex Agricola amavimus, quidquid mirati sumus, manet, mansurumque est in animis hominum, in aeternitate temporum, fama rerum. Nam multos veterum, velut inglorios et ignobiles, oblivio obruet; Agricola, posteritate narratus et traditus, superstes erit.

„Wenn es irgendwo einen Aufenthalt für die Manen (Seelen) guter Menschen giebt, wenn, wie die Weisen annehmen, große Geister nicht, wie ihr Körper, der Zernichtung unterworfen sind; so ruhe (nemlich Agricola) sanft. Mich und die Deinen rufe, von ohnmächtiger Sehnsucht, vom weibischen Klagen, zur Betrachtung deiner Tugenden, über welche zu trauren und zu jammern, Unverstand wäre. Wir wollen vielmehr, so lange

wir leben, dich bewundern und preisen; ja, wenn unsere Kraft es vermag, durch Streben nach Ähnlichkeit dich verehren. Dies ist wahre Verehrung, dies ächte Verwandten Liebe. Auch deiner Tochter und Gattin will ich's empfehlen: dadurch das Andenken eines Vaters und Gemahls zu verehren, daß sie seine Thaten und Worte recht oft im Herzen bewegen, und mehr seinen Ruhm und das Bild seines Geistes als seines Körpers sich einprägen. Nicht, als ob ich Ahnenbilder von Marmor und Erz verwürfe; sondern weil die Bildnisse und Abdrücke veränderlich und vergänglich sind, wie die Gestalten der Menschen, die Form des Geistes aber ewig ist. Diese kann man keinesweges durch fremden Stoff und Kunst, sondern nur in seinen eigenen Sitten aufbewahren und abdrucken. Was wir am Agricola geliebt

und bewundert haben; das bleibt und wird fortdauren in den Gemüthern der Menschen, in jedem Zeitalter durch den Ruf seiner Thaten. Viele der Alten mag, als Unberühmte und Unedle, Vergessenheit decken; Agricola, der Nachwelt erzählt und überliefert, wird unsterblich seyn."

Was folgt hieraus für ein Schluß? durch gute edle Werke müssen wir nach den Freuden des Verstandes und Herzens trachten, damit es uns nicht gereue, gelebt zu haben. Wir sollen über unbedeutenden Dingen, über den kleinern Genüssen, nie den Zweck des Lebens vergessen, nicht etwa bloß sammlen oder geizen, damit ein Unwürdiger zerstreue, nicht verschwenden, daß einst ein Verdienstvoller darben müsse. Dies wird derjenige um so mehr zu Herzen

nehmen, der ein Leben nach diesem, oder eine mit Erinnerung verbundene Fortdauer nach dem Tode glaubt. Wenn wir es aber für Pflicht halten, manchem Halsstarrigen das memento mori zuzurufen, damit er, durch die bevorstehende Rechenschaft geschreckt, seinen Begierden einigermaßen den Zügel anlegen möge; so wollen wir uns selbst, als kultivirten Menschen, das reichhaltigere memento vivere vorschweben lassen, in der ersten Überzeugung, daß bey einem regelmäßigem Leben, es uns nie gereuen wird, gelebt zu haben, und daß derjenige, der als Weiser stirbt, den Tod nicht siehet ewiglich.

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst gelebt zu haben.
Güter, die du hier erwirbst,
Würden, die dir Menschen gaben;

Nichts wird dich im Tod' erfreun,
Diese Güter sind nicht dein.

Nur ein Herz, das Gutes liebt,
Nur ein ruhiges Gewissen,
Das vor Gott dir Zeugniß giebt,
Wird dir deinen Tod versüßen;
Dieses Herz von Gott erneut,
Wirkt des Todes Freudigkeit.

Fünftes Sprichwort.

Undank ist der Welt Lohn.

Ich will zuerst einige Sprichwörter anführen, welche mir eben beifallen, und beinahe das Nemliche bedeuten. Z. E. aus Agricola Spruchsammlung:

Der wischt den Mund und geht davon.

Wer einen andern vom Galgen erlöset, der brächt ihn gern hinan.

Oder wie der Engländer sagt:

Save a Thief from the Gallows, and he will cut jour Throat.

Desgleichen aus Agricola Spruchsammlung:

Wenn das Pferd alt ist, spannt man es in den Karren, oder schlägt es für die Hunde ins Gras.

Weil der Löffel neu ist; so braucht ihn der Koch, darnach, wenn er alt ist, wirft er ihn ins Feuer.

Ferner eben daher:

Nro. 375. Wer einem andern dient, der gedenke nicht, daß mans ihm danken werde.

Entfernter gehören unter andern mit hieher:

Wahrheit macht Feinde.

Ferner aus Agricola:

Nro. 374. Wer dich erstlich gen Rom trug, und herwieder, und setzte dich ohngefähr einmal unsanft nieder, so wäre es Alles verloren.

Wer zu Hofe tauglich ist, den treibt man zu tod.

Wer auf Gnade dienet, den lohnt man mit Barmherzigkeit.

Jene, gewissermaaßen widersprechende Sprichwörter, sind:

Wie die Arbeit, so der Lohn.
Es wird dir zu Haus und Hofe kommen.

Es verlohnte sich in der That der Mühe, wenn jemand, die verschiedenen bekannten Sprichwörter, sammlete, zusammenstellte und gehörig ordnete. Erstlich würde man daraus immer etwas auf den Geist eines jeden Zeitalters und der verschiedenen Nationen, denen sie ihren Ursprung verdanken, schließen können. Zweitens würde man ersehen, wie die Wahrheit, welche gewöhnlich in der Mitte liegt, oder vielmehr bald auf diese bald auf jene Weise passender und bestimmter ausgedruckt ist, von den meisten Menschen nur höchst einseitig gefaßt wird. Endlich wäre es auch noch eine Lust zu bemerken, wie das eine

Sprichwort, das zu beschränken sich bemüht, was das andere zu viel gethan oder zu viel eingeräumt hat.

Doch damit bey dieser anfänglichen Ausschweifung, das Sprichwort: Undank ist der Welt Lohn, nicht gleich in Erfüllung gehe; so schike ich mich an, nur die versprochene Berichtigung desselben zu leisten, indem ich wenigstens dadurch keine undankbare Arbeit zu übernehmen hoffe.

Es giebt vielleicht kein schädlicheres Sprichwort als dieses, grade weil es so sehr den Schein der Wahrheit hat und weil, mehr als gewöhnliche Menschenkenntniß, Erfahrung, strenge Gerechtigkeitsliebe, insonderheit aber genaue Kenntniß des eigenen Herzens dazu gehört, um dies Sprichwort von der rechten Seite zu nehmen und sich zu überzeugen,

daß

daß es in der That unwahr ist. Es ist aber auch deswegen ein sehr menschenfeindliches Sprichwort, weil sich unstreitig Manche desselben zur Entschuldigung ihrer Lieblosigkeit bedienen zu können meinen. Denn wer einmal einen gewissen Hang zu einer Untugend hat, ergreift leicht jede Maxime und jedes Gemeinsprüchelchen, wodurch er sich deswegen rechtfertigen zu können glaubt.

Unter dem sehr vielseitigen Ausdrucke Welt versteht man hier entweder die Menschen überhaupt; oder insonderheit böse Leute. Man mag nun annehmen, welche Bedeutung man will; so muß die Einbildung, daß die Menschen, wären's auch nur die Bösen, uns gewöhnlich mit Undank lohnen (oder für das erwiesene Gute gar Schaden zufügen, s. die Fabel vom Bauer und der Schlan=

ge), nothwendig die Gesinnungen der Wohlthätigkeit ersticken und die Handlungen derselben lähmen. Zum Glück ist aber, ich wiederhole es der Wichtigkeit wegen noch einmal, das Sprichwort mehr scheinbar als wahr, und hoffentlich wird das ein jeder finden, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, uns in der Untersuchung zu folgen.

Wir wollen es gleich Anfangs zugestehn, daß in der menschlichen Natur etwas liegt, welches jenen Irrthum begünstiget. Es wird allerdings unserm Stolz und unserer Eigenliebe (ich rede von Erwachsenen) leichter, Wohlthaten und Gefälligkeiten zu erzeigen, als sie annehmen zu müssen, ohne sie erwiedern zu können, es müßte dann von solchen seyn, von denen wir wissen, daß sie uns recht herzlich und aufrichtig lieben.

Andern Gefälligkeiten und Wohlthaten erzeigen können, beweißt immer eine gewisse Kraft, Einfluß und Stärke, wir geben uns dadurch ein gewisses Ansehen von Wichtigkeit, Erhabenheit und Würde, wodurch unser Selbstgefühl ungemein geschmeichelt wird. Wohlthaten annehmen müssen, zeugt sehr oft von Schwäche und Unbehülflichkeit, die ein jeder gern so lange und so viel als möglich verbirgt; es muß daher ein solcher Act ungemein demüthigen, und zuletzt nicht selten zur Undankbarkeit und Niederträchtigkeit führen, und in so fern gestehe ich zu: Undank ist oft, aber nicht gewöhnlich, (auch mit aus Schuld der Wohlthäter) der Welt Lohn. Ein jeder Mensch, will als Mensch, seine angeborne Würde, seinen erlangten oder erworbenen Werth, behaupten. Wenn er auch einsieht und eingesteht, daß dieser

und jener, in diesem und jenem Stücke, mehrere und größere Kenntnisse, Vorzüge, Geschicklichkeiten, Verdienste oder Vermögen besitzt; so überredet er sich doch immer noch selbst, daß er gewisse eigenthümliche Einsichten, Vorzüge und Verdienste habe; daß er, wenn sie jenen unpartheiisch gegenübergestellt würden, oder werden könnten, bey richtiger und genauer Beurtheilung, nicht in Schatten gerathen werde. Fast eine jede Mannsperson hält sich für die weiseste, und ein jedes Frauenzimmer für die schönste, wenn sie auch noch so viele auffallende Unvollkommenheiten an sich wahrnehmen; denn ein jeder schafft sich ein Ideal von Weisheit, Sittlichkeit und Tugend, worin er seine Form am ersten und besten hineinzwängen kann. Dem Geizigen scheint der Unzuverläßige und der schlechte Wirth der größte Bösewicht,

so lange er von der Verschwendung des andern keinen Vortheil hat. Der Wollüstling wird anfänglich leicht zum Mitleid zu bewegen seyn und den Hartherzigen verabscheuen. —

Wenn aber auch jemand seine eigene Unvollkommenheit hinlänglich fühlt; so wünscht er sie doch andern, so viel als immer möglich (ja so viel es angeht, sich selbst), aus mancherley Gründen zu verbergen, und am wenigsten will er sie sich auf eine nachdrückliche Art vorrücken lassen. Dies geschieht aber durch nichts stärker, als durch Handlungen die uns beschämen, wenn sie auch sonst noch so sehr unsern Wohlstand beförderten. Kommt nun noch hinzu, daß derjenige, welcher uns eine Wohlthat erzeigt, es auf eine so auffallend unfeine Art thut, daß man deutlich sieht, er wolle nur seiner Ei-

telkeit ein Opfer bringen, oder uns tiefer in Schatten und sich desto höher und kräftiger ins Licht stellen; hat er dabey große Unvollkommenheiten, die er dadurch verbergen will; kurz schlägt er seine Gefälligkeiten und Wohlthaten so hoch an, daß er mehr dafür auf andere Art verlangt, als wir leisten können und dürfen; oder rückt er sie uns zu oft und zu unrechter Zeit auf; beklagt er sich ungerechter Weise und oft über unsere Undankbarkeit; macht er uns bittere Vorwürfe; äußert er, daß sein Wohlthun ihm gereue, und daß er seine Güte an Unwürdige verschwendet habe: so kann mans keinem verdenken, der da äußert oder beschließt tanti poenitere non emo, so theuren Kaufs mag ich deine Waaren nicht. Jemand, der sich gar nicht anders helfen und retten kann, als daß er, um nicht unter zu sinken,

ein zugeworfenes Brett ergreift, kann sich unmöglich sehr verflichtet achten, wenn's ihm derjenige zuwirft, der ihn ins Wasser gestoßen hatte. So kann man sich auch unmöglich dem sehr verbunden halten, von welchem man meint, daß er sich durch seine Härte, Übermuth, Mißtrauen und Ungerechtigkeit hinlänglich bezahlt gemacht habe. Es wird hier der Ausspruch seine Anwendung finden: er hat seinen Lohn dahin. Nam verba valent sicut nummi. Worte, Mienen und Gebährden gelten für Schläge. Mancher ertrüge es lieber, daß man ihm Prügel ertheilte, als daß er sich durch Worte und beschämende Handlungen heruntergesetzt sehen muß. Wenn man nun jemand zum Vergnügen tüchtig durchgebläuet hätte, verdiente man da großen Dank, wenn man ihm Arquebusade schickte um sich damit zu waschen?

Ja solche Gefälligkeiten und Wohlthaten können sogar in die unwiderruflichsten Beleidigungen ausarten, wenn wir sie unsern Feinden erweisen, um das Gewicht ihrer Vergehungen und vorigen Beleidigungen dadurch zu vermehren, und ihre Unbilligkeit gegen uns desto auffallender zu machen, zumal wenn wir die Kunst verstehen, dem Gegenpart den Wind abzugewinnen, oder ihm einen unauslöschbaren schwarzen Strich mit Pitelscher Tinte beizubringen. Hierdurch sammlen wir, nicht sprichwörtlich, sondern eigentlich zu reden, feurige Kohlen auf ihr Haupt, welche sie sich aus allen Kräften bemühen werden, baldigst abzuschütteln, weil sie ihnen natürlicher Weise unerträglich sind. Und sie werden gewiß nicht vergessen, bey erster auffallender Gelegenheit das Vergeltungsrecht zu erwiedern. Sollten sie

aber, nicht in den Zustand kommen, uns auf eine eclatante Art durch ihre scheinbare Großmuth zu beschämen, so werden sie sich heimlich desto nachdrücklicher und kränkender an uns rächen. Denn man verzeiht eher jede Beleidigung, nur nicht leicht diejenige, welche uns in unsern und anderer Augen zu sehr beschämt oder verächtlich macht. Da nun aber die Menschen, welche einander Gefälligkeiten oder Wohlthaten erweisen, größtentheils in nähern oder in solchen Verhältnissen mit einander leben, wo die Collision des Ehrgefühls eintritt; so liegt die Schuld des Undanks nicht so wol auf dem Empfänger als auf dem Geber, welcher letztere dem erstern die Tugend der Dankbarkeit gar sehr erschwert, oder sie ihm fast unmöglich macht, indem er ihm mit der einen Hand zwar etwas gege-

ben, aber mit der andern schon wirklich mehr wieder genommen hat. Überhaupt, wenn ich jemanden Kopf, Hände und Füße zusammengebunden habe, kann ich keine Verbeugungen mehr von ihm verlangen, hätte ich ihm auch vorher ein ganzes Complimentirbuch eingeprägt. Daher kommt es auch, daß Verwandte gegen Verwandte, und die eines Standes, Metiers, oder Gewerbes, am undankbarsten gegen einander sind, weil sie am ersten mit einander in Collision gerathen können. Wenn z. E. eine Person (von der es ausgemacht ist, daß sie beim Wohlthun kein näheres persönliches Interesse als das der Güte haben könne) einer andern eine Gefälligkeit oder Wohlthat erzeiget; so ist die Dankbarkeit eine ganz natürliche und unausbleibliche Folge davon, es müßte denn der Empfänger der Gefälligkeit, oder

Wohlthat, durchaus alles menschliche Gefühl abgelegt haben, welches doch selten bey den größten Missethätern der Fall ist, so sehr sie auch gegen das Gute abgestumpft und verhärtet zu seyn scheinen. Mit einem Worte, Undankbarkeit ist weder bey Menschen noch Thieren ein natürlicher Zug, er wird erst durch Gewalt und Übermuth erpreßt. Es kann sich aber auch zutragen, daß wir andern so viele Wohlthaten erzeigen, daß sie dieselben zuletzt nicht mehr für Wohlthaten halten, und als Schuldigkeit ansehen. Entziehen wir ihnen dieselben, ehe sie sich recht orientirt haben; so halten sie sich in ihren Rechten geschmählert. Sie werden uns also ganz natürlich der Lieblosigkeit beschuldigen, und wenn sie sich auch nicht zu rächen suchen, doch über das in der Einbildung ihnen wiederfahrne oder zugefügte Un-

recht auf eine Zeitlang das Gefühl der Dankbarkeit wegen der vorigen Wohlthaten in sich zu verdunkeln und zu ersticken sich bemühen, zumal, wenn wir eine oder die andere schuldige Pflicht wirklich gegen sie verabsäumt haben. Dies ist insonderheit die Ursache der Undankbarkeit der Kinder gegen die Eltern, welche die Kinder durch ihre Herzlichkeit eigentlich überzeugen sollten, daß Alles, was sie für sie thun, nicht aus Zwang, sondern aus freier Liebe von ihnen geschieht. Dagegen aber stumpfen sie durch das zu häufige und unzeitige Moralisiren, durch die öftern bittern Vorwürfe, das Gefühl bey den Kindern so ab, daß man sich nicht wundern darf, wenn sie oft undankbar werden. Dies sind aber Kinder in der That seltener, als man glaubt. Auch hier trügt der Schein. Der erwachsene Sohn wi-

derspricht oft heftig dem Vater und der Mutter, weil ein jeder bloß die Ideen seines Zeitalters geltend machen zu müssen glaubt, aber nachher oder in der Ferne thuts ihm doch leid, und es versetzt ihn vielleicht dereinst in eine sehr mißmüthige Stimmung, daß er seinen Eltern, bey ihren Lebzeiten, weniger Freude verursacht hat.

Auch kann ein Niedrigerer einen Höhern dadurch nicht in geringe Verlegenheit bringen, wenn er seine Verdienste um ihn bey jeder Gelegenheit geltend machen will. Der Niedrigere war z. E. des Höhern vertrauter Freund, und ihm am Stande und Verhältnissen ziemlich gleich. Er wirkte dazu mit, oder war wol gar hauptsächlich Ursach, daß der Höhere sich empor schwang. Der Höhere ist ihm im Herzen dankbar. Wenn

aber nun der Niedrigere, die einmal hergebrachte Convenienz zu sehr beleidiget, indem er die vorigen Verhältnisse ganz unbedingt wieder geltend machen will, wodurch der Höhere, wenn er es geschehen ließe, in den Augen derer, die nicht darum wissen, oder denen er den Zusammenhang nicht begreiflich machen kann, sich heruntersetzen oder verlieren würde, kann man es ihm so sehr verdenken, wenn er die Gegenwart eines indiscreten Menschen vermeidet. Er mag im Herzen das Verdienst des Andern noch so sehr fühlen und erkennen; aber der andere hindert ihn selbst seine herzliche Dankbarkeit ihm so zu beweisen, wie er wol wünschte, weil er dadurch tiefer zu sinken glaubt, als er gehoben ist. Er flieht also den Anblick des Wohlthäters, oder sucht durch übertriebene Höflichkeit ihn entweder in seinen Gren-

zen zu halten, oder auf diese Weise zu ersetzen, was er durch Wärme nicht offenbaren kann. Wir wollen damit nicht sagen, daß er recht handelt, er scheint aber undankbarer zu seyn als er es wirklich ist. Doch wird er oft ein wirklich Undankbarer; so bald der andere auf irgend eine empfindliche Art, die ihm sehr schmerzt und wehe thut, sich an ihm rächt, indem er nun mit ihm quitt zu seyn glaubt.

Wir müssen uns nur bey alle dergleichen paradoxen Erfahrungen in die beiderseitige Lage gehörig hineindenken, und uns selbst sorgfältig prüfen, was wir in diesem oder jenem Falle thun würden? Es kann ja auch außerdem jemand einen größern Grad von Empfindlichkeit, oder noch tiefer liegende Ursachen haben, warum er so und

nicht anders handelt. Es kann auch Fälle geben, daß man jemand eine Wohlthat erzeigt, die er gar nicht haben will, oder die er nicht als solche betrachtet. Man sieht hieraus, daß auch hier alles seine ganz natürliche Folge hat, und daß es vorzüglich auf die Art und Weise ankommt, wie wir, und gegen wen wir uns gefällig und wohlthätig beweisen.

Der Wohlthätigkeit kommt grade das zu Hülfe was der Dankbarkeit im Wege ist. Geben ist allerdings seliger als nehmen. Beim geben kommen so viele wohlthätige Gefühle und Empfindungen mit ins Spiel, daß gewöhnlich dasjenige, was wir weggeben, wenns mit Ordnung und Weisheit geschieht, gegen die mannigfaltigen Genüsse gar nicht in Anschlag kommt,

die

die sich dafür wieder bey uns einstellen, z. E. die Vorstellung unserer Kraft, daß die Glückseligkeit anderer unser Werk ist; die Ehre und der Beifall den wir davon haben oder erwarten; die Hoffnung und Hinsicht auf Erwiederung durch einen thätigen Dank, im Fall der Verlegenheit des Mangels und der Noth, wozu sich der Empfänger der Wohlthat stillschweigend verpflichtet. Vor allen bleibt aber die Freude über den Gegenstand, dessen Vollkommenheit wir als unser Werk betrachten, der eigentliche Grund unserer Wohlthätigkeit.

Da aber der Undank häufig, oder vielmehr gewöhnlich, die natürliche Folge einer unweisen Wohlthätigkeit ist; so entsteht die Frage; welches ist die rechte Art der Wohlthätigkeit, oder, wie muß dieselbe beschaffen seyn, wenn man in

der Regel uns nicht mit Undank lohnen soll?

Am kürzesten könnte Mancher sich hier zu helfen gedenken, wenn er überhaupt Niemanden Gefälligkeiten oder Wohlthaten erzeigte. Allein, abgerechnet, daß alsdann auch die Freuden der Wohlthätigkeit ganz für ihn verloren gingen; so wird sich nicht leicht jemand in eine solche Lage versetzen können, daß er nicht gezwungen wäre, selbst wider seinen Willen, irgend jemandem von Zeit zu Zeit eine Gefälligkeit, oder Wohlthat zu erweisen. Wenn man denn nun doch einmal gefällig und wohlthätig seyn muß und es durchaus nicht ändern kann, weil die Convention das Gegentheil fast unmöglich macht; so bleibt für einen vernünftigen Menschen nichts anders übrig, als daß er es auf die beste und für ihn selbst vortheilhafteste Art ist. Die Regeln hierzu ergeben sich aus den voran-

geschöpften Bemerkungen und Beobachtungen. Wer sich die unangenehmen Erfahrungen des Undanks ersparen will, oder thue mit Schonung gegen fremdes Ehrgefühl wohl; er lege auf seine Gefälligkeiten und Wohlthaten nie einen zu großen oder gar selbstsüchtigen Werth; er beweise sich bey keiner Gelegenheit als einen groben Eigennützigen, der dafür bekannt ist, daß er das Kleinere giebt, um das Größere zu nehmen; er erspare jedem, so viel es sich nur immer thun läßt, jede Demüthigung oder jedes Eingeständniß seiner Schwäche und seines Unvermögens *), er vermeide beim

*) Ein anders ist, die Klagen anderer zu ihrer Beruhigung anhören, oder um sich zu unterrichten, wo es ihnen eigentlich fehlt, und wie ihnen am besten und leichtesten zu helfen steht.

Wohlthun selbst alles Geräuschvolle und was Aufsehen macht; er rücke auch sogar dem Undankbaren seine Wohlthaten nicht auf; er beschwere sich nicht bey einem Dritten, dem er eine Wohlthat erzeigt, über die Undankbarkeit anderer gegen ihn; er verschaffe dem Arbeitsamen und Fleißigen Gelegenheit etwas Beträchtliches zu verdienen, und bezahle ihm seine Arbeit lieber etwas reichlich, anstatt ihm gradezu ein Geschenk zu geben; er lasse es sich durchaus nicht merken, daß er auf Dankbarkeit rechnet; er sey selbst dankbar, aber mehr durch Handlungen als durch Worte und niedrige Kriecherey; er bediene sich bisweilen auch da der Hülfe Schwächerer, wo er es eben nicht bedarf, damit sie nur Gelegenheit bekommen ihre Kraft zu äußern und sich einen Theil ihrer Schuld zu entladen; er fordere bisweilen ihren

Rath und ihre Meinung selbst da, wo er sich schon längst berathen hat, bloß um seinen Freunden das Vergnügen zu verschaffen, ihm ohne große Anstrengung Gutes zu erweisen, wodurch er guten Menschen eine weit größere Wohlthat erzeigt, und sie weit mehr erfreut, als wenn er ihnen Crösus Schätze in die Hände lieferte: denn es giebt keine größere Freude als würdige Menschen sich verbindlich zu machen. Er nehme diese Dienste mit Herzlichkeit an und erwiedere sie bey jeder Gelegenheit. Er verschaffe selbst seinen Feinden und Beleidigern Gelegenheit ihm nützlich zu werden, welche viele aus mancherley Gründen mit dem größten Eifer ergreifen und ihn dadurch liebgewinnen werden: denn es hält ungemein schwer, dem Böses zu thun, den man angefangen hat Gutes zu erweisen. Er mache auch

nicht so sehr viel Aufhebens, wenn ihm jemand einen Dienst leistet: man urtheilt sonst daraus, er wolle damit andeuten, was wir zu thun haben, wenn er uns nützlich wird. Denn wenn z. E. ein Edelmann zu einem Bürgerlichen sagt: seyn Sie doch so gnädig; oder: ich danke unterthänigst; so nimmt man's entweder für Spott, oder man glaubt, er will uns an etwas erinnern, das wir nicht vergessen sollen, fleißig anzubringen, wie wol dies bey Manchen bloß Gewohnheit, oder Folge einer sclavischen Erziehung ist. Durch diese Schonung fremder Eigenliebe, wird er sich doppelten herzlichen Dank erwerben, der zwar nicht immer durch Worte und Handlungen sich offenbaret, weil es ihm oft an schicklichen Gelegenheiten dazu fehlt, dennoch aber desto inniger und wahrer ist. Denn wo der Dank in Worten

sich vergleßt, da glaubt man sich desselben schon halb entlediget, und unsere Eitelkeit bezahlt zu haben. Und wer kann es denn auch wissen oder sehen, was in dem Herzen anderer vorgeht? Wie manches Dankgebet kann für uns zu Gott empor steigen, wovon wir nichts ahnen? Wie viele giebt es, die ihre Empfindungen nicht nach Wunsch äußern können, und doch nichts desto weniger die erwiesene Wohlthat zu schätzen wissen? Bisweilen kann auch Mancher den Umfang und den Werth unserer wohlmeinenden Handlung (z. E. bey wohlthätigen Bestrafungen, oder entferntern heilsamen Zwecken) noch nicht einsehen, wenn er aber zur Erkenntniß kommt; so wird der Dank nicht ausbleiben, er wird, wenn wir nicht mehr sind, unser Andenken segnen, und sich desto eifriger und uneigennütziger der Unsrigen an-

nehmen. Man übereile daher Niemanden und lasse ihm Zeit und Gelegenheit ein Gleiches zu vergelten. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Späte Blumen und späte Früchte sind oft die angenehmsten. Ja es ist fast unmöglich, daß ein halbwege vernünftiger Mensch das Gute nicht schätzen sollte, welches wir ihm ohne Nebenabsichten aus redlichen Herzen erweisen. So verdorben ist die Natur, ich sage es noch einmal, vielleicht selbst nicht bey Bösewichtern.

Sollte aber der Fall eintreten, daß jemand aus Irrthum unsere Güte bloß als Schuldigkeit betrachtet; so mögen wir es ihm zwar eine zeitlang durch Entziehung derselben fühlen lassen, daß er irrt, aber deswegen sein Herz von ihm abwenden und ihn ohne Hülfe lassen, ziemt keinen vernünftigen Menschen.

welcher, da er selbst Nachsicht bedarf, stets zur Verzeihung geneigt seyn muß.

Ich kann also unmöglich von dem Satze abgehen, daß derjenige Menschenfreund in der Regel ganz unfehlbar sich stillen oder lauten Dank erwirbt, der, mit möglichster Schonung fremder Eigenliebe, durch sein ganzes Betragen es fühlbar macht, daß ihm Menschen-Wohl über Alles geht, und daß das Glück anderer zu befördern, der Wunsch seines Herzens und die angenehmste Belohnung desselbigen ist. So mag denn auch allerdings, der gewöhnlichen Erfahrung nach, Undank der Welt Lohn seyn; das bleibt aber auch wahr und unleugbar: daß wir eigentlich nur dann Undank einerndten, wenn wir ihn durch unser Benehmen beim Wohlthun verdient haben.

Sechstes Sprichwort.

Ende gut alles gut.

Der Engländer sagt:

The Evening crowns the Day.

Der Abend krönt den Tag.

That is well, that ends well.

Das ist gut was gut endet.

Ingleichen:

Finis coronat opus.

Das Ende setzt dem Werke die Krone auf.

Mit diesem Sprichworte harmonirt entfernter:

Quidquid agis, prudenter agas, et respice finem.

Thue Alles mit Weisheit und mit Hinsicht aufs Ende.

6) Der letzte angenehme oder unangenehme Eindruck, den Etwas auf uns macht, ist gewöhnlich der bleibendste, man vergißt darüber oft das Vorhergehende, theils weil er uns der nächste war, theils weil wir bey jeder Sache am meisten auf den Schluß und die Entwickelung begierig sind. Daraus läßt sich Folgendes erklären. Wer Gäste gebeten hat, der richtet es gern so ein, daß die Unterhaltung sich auf die angenehmste Weise endet. Der Künstler beschließt mit den wichtigsten und überraschendsten Kunststücken. Der Kunstsammler zeigt die merkwürdigsten Sachen zuletzt. Bey Gastmählen giebt man am Schlusse Leckerbißchen und feine Weine. Der Redner endet seine Rede mit den stärksten und rührendsten Stellen. Personen, die nicht in der besten Harmonie lebten, erzeigen einander bey der Trennung noch dieß

und jene Gefälligkeit, um, dadurch so viel, als möglich, das Andenken der vorigen Unannehmlichkeiten zu vertilgen. Manche wünschen sich keinen schnellen Tod, um das Ende recht gottselig zu beschließen, und dadurch die Unregelmäßigkeiten des ganzen vorigen Lebens wieder gut zu machen. Wer sieht aber nicht, daß hier das Meiste auf sinnliches Gefühl und Täuschung berechnet ist, und daß folglich bey weniger sinnlichen und nachdenkenden Menschen, die mehr auf das Ganze sehen, so viel nicht gewonnen wird, als wenn das Ganze gut und das Ende nur erträglich ausfällt. Daher man auch bey Menschen vom kältern Blute, von reiferer Einsicht und Erfahrung, sich dieses Kunstgriffs eben nicht mit Glück oder Vortheil bedient, Ja sogar manchem schwärmerischen Kopfe, der sich hinterher besinnt, verdrießt

es, daß man ihn getäuscht und angeführt hat.

Nachdem nun durch Beispiele gezeigt ist, wie man dies Sprichwort zu gebrauchen pflegt; so wollen wir untersuchen, in wie fern es wahr oder falsch ist, und als dann um die beste Anwendung desselben bemühen. Soll das Sprichwort: „Ende gut, alles gut" bedeuten: Der Anfang mit der Mitte, oder das Ganze bis aufs Ende, möge noch so schlecht seyn, wenn nur der Beschluß oder das Ende gut sey, dann könne oder müsse das Ganze gleichwol als gut und vollkommen betrachtet werden; so ist das gleich ein so handgreiflicher Widerspruch, daß das Unwahre dieser Behauptung fast jedem Verstande auffällt. Beispiele haben zwar sonst keine allgemein beweisende, aber doch eine

relativ erläuternde Kraft, und bey einer allgemeinen Behauptung, wie hier, gelten sie auch als Widerlegung. Wenn ein Stück bis in den fünften Act erbärmlich spielt, in den letzten Auftritten sich aber mit Eins hebt, und auf eine rührende, sinnreiche und überraschende Art endet; so möchte wol nicht leicht jemand dasselbe ein vollendetes Meisterstück nennen, und nur Wenige dürften völlig befriediget das Schauspielhaus verlassen oder in dasselbe zurückkehren, wenn sie wüßten, daß dies Stück wiederholt würde. Im Fall ein anderes Stück durch einen vielversprechenden Anfang sich auszeichnete, bald aber abgeschmackt würde, und bis zum letzten Auftritt so bliebe; so mögte es eben so wenig, und vielleicht noch weniger, sein Glück machen. Ein Drittes aber, wobey nur in den letzten Scenen etwas versehen wäre, wür-

de den ersten beiden, von Kennern wenigstens, bey weitem vorgezogen werden, wie vielmehr nun ein Stück, welches durchaus vollkommen wäre. So wäre dann das Sprichwort „Ende gut, alles gut" von dieser Seite betrachtet, nichts weniger als wahr. Auch ist einleuchtend, daß ein noch so gutes Ende einen verdorbenen Anfang nicht gut machen, oder darstellen kann, denn geschehene Sachen können nicht ungeschehen gemacht werden. Das Einzige, was ein gutes Ende vermag, ist, daß es aus der Vorstellungskraft den schlechten Anfang verdrängt und auf diese Art den sinnlichen Menschen, oder den großen Haufen dergestalt beschäftiget, daß er denselben als ein überstandenes Übel, und was dahinten ist, leichter vergißt, wie die Kinder bey ihren Spielen sich nur mit der Gegenwart beschäftigen.

Ein schlechter Anfang kann indessen durch den Contrast, die angenehme Empfindung bey einem guten Ende bisweilen verstärken, wie in der Mahlerey die grelle Abstufung dem Nichtkenner mehr frappirt, als ein künstlich verschmolzener Übergang oder eine vollkommene Haltung des Ganzen. Wenn aber der Denker erklärt: das Ende söhne mit dem Anfange aus; so will er damit weder den Anfang, noch das ganze Stück, als eine vollkommne Einheit loben, denn was verdienen soll, durchaus gut genannt zu werden, muß auch durchaus gut seyn. Übrigens ist noch der Fall möglich, daß jemand eine verdorbene Sache wieder verbessert und zuletzt gut ausführt; allein dann schafft er eigentlich einen ganz neuen guten Anfang, weil der schlechte, als ein solcher, nur schlechte Folgen haben konnte.

Doch vielleicht nimmt man das: „Ende gut, alles gut“ noch in einem andern Verstande. Wenn der Engländer spricht: That is well, that ends well; so will er dadurch vielleicht andeuten: es kann nichts gut enden, was nicht einen guten Anfang gehabt hat, oder: der Ausgang beweißt klärlich, daß der Anfang gut war. Damit stimmen folgende Redensarten überein, oder scheinen dies zu bestätigen, als: „wie der Anfang so das Ende; es ist darnach angefangen; der Anfang taugt nichts; es kann unmöglich ein gutes Ende nehmen; der gute Anfang ist die Hauptsache, das Ende kommt von selbst.“ Der Natur der Sache nach ist das auch wahr. Ein Borsdorfer Apfelbaum kann keine Rostocker Äpfel tragen, und umgekehrt, wiewol Reiser von beiden auf einen Stamm geimpft, verschiedene, ih-

rer Natur angemessene Früchte tragen können. So haben gewisse Ursachen auch nur gewisse Folgen und Wirkungen. Ein schlechter Anfang kann nicht die Ursache eines guten Endes seyn, und das Ende nicht dergestalt zurückwirken, daß der schlechte Anfang dadurch gut würde. Allein es kann ein deus ex machina, oder jemand dazwischen kommen, der z. E. auf die Quitten, andere Obsorten impft, und dadurch der Wirksamkeit eine andere Tendenz giebt. Schösse aber unter dem Oculier- oder Pfropfpunkte ein Reis empor und trüge Früchte; so würden dies, der Natur der Sache nach, keine andere Früchte als Quitten seyn können. So fern ist also wahr, was gut enden soll, muß einen guten Anfang haben, und umgekehrt, was ein gutes Ende hat, hat auch einen guten Anfang gehabt. Hierbey muß

man aber den Anfang von da anrechnen, wo der schlechte Anfang gleichsam von der Sache getrennt, oder palingenesirt, und das Schlechte aus demselben herausgeschafft wurde, das ist, mit andern Worten: da ein neuer besserer Anfang an seine Stelle gesetzt ward, ob man sich gleich der vorhandenen Materialien dabey bediente.

So ist ferner auch wahr, ein guter Anfang muß ein gutes Ende haben. Es kann aber auch hier wieder der vorige Fall eintreten, daß ein deus ex machina den jungen Baum zu stark beschädiget, oder daß das Unkraut den Weitzen erstickt. Es gelten also beide Sätze in so fern nur, als man der Sache ihren natürlichen Lauf läßt, und die Hindernisse, von welcher Art sie auch seyn mögen, nicht zu stark,

und die Kräfte nicht zu geringe sind. Das Gute in einem Anfange ist aber vielleicht von der Art, oder so versteckt und verborgen, daß es nicht ein jeder unter der Hülle entdeckt. Es kann z. E. in dem Anfange eines Schauspiels eine gute Grundlage liegen, die nicht ein jeder bemerkt, und die in einem sonst schlechten oder mittelmäßigen Stück ein gutes Ende hervorbringt. So kann ein talentvoller Mensch oder Schriftsteller im Anfange von Vielen dergestalt verkannt werden, daß es ihnen unbegreiflich scheint, wie in einem solchen, so grosse Kräfte verborgen liegen und schlummern konnten. Seine fehlerhaftesten rohsten Werke tragen das Gepräge des Genies, welches freilich nur Kenner zu bemerken und zu wecken verstehen.

Jetzt lassen Sie uns mit der moralischen Anwendung schließen, denn mit

will ich es denen Lesern, die mir bis hieher gefolgt sind, nicht verheelen, daß meine eigentliche Absicht war, eine Art zwangloser Predigten oder populäre moralische Betrachtungen zu schreiben, und daß ich mich nur dieser Sprichwörter bedient habe, weil ich glaubte, unter dieser weniger abschreckenden Form theils mehr Eingang zu finden, theils Einiges sagen zu können, was man für Predigten nicht passend finden möchte. Sie wissen, Prediger könnens Moralisiren nun einmal nicht unterlassen. Doch zur Sache. Unser Sprichwort: „Ende gut, alles gut", gereicht erstlich denenjenigen zum gerechten Vorwurf, welche gut anfangen, aber übel oder gar nicht enden. Dergleichen unbeständigen, wankelmüthigen und veränderlichen Menschen kann man indessen nicht alles Verdienst absprechen. Paulus sagt: es müssen zum ver-

schiedenen Behuf allerley Werkzeuge seyn. So z. E. ist Dieser geschickter, eine Sache gut anzufangen, der Andere versteht sich besser aufs Vollenden. Wenn es nicht so viele erfinderische Köpfe gebe und gegeben hätte (die gewöhnlich unbeständig sind); so mögte viel Gutes unterblieben seyn. Es giebt Einige die sich nur dazu schicken im Allgemeinen den Ton anzugeben, deren Sache aber die partielle Ausführung ganz und gar nicht ist, andere sind, daß ich mich so ausdrücke, nur gute Handlanger und Polirer, oder zu bescheiden und zu schüchtern sich an die Spitze zu stellen. Diese würden ihre Talente vergraben, und, in sich selbst verschlossen, ihr Leben ganz in der Stille, vielleicht gar in Unthätigkeit, zugebracht haben, abgeschreckt durch das Sprichwort: „aller Anfang ist schwer", hätten jene die Sache nicht erst zur Sprache und in Gang

gebracht. Melanchton würde wahrscheinlich der Welt keine so große Dienste geleistet haben, hätte der feurige Luther ihm nicht die Bahn gebrochen. Basedow's mächtige Posaune machte den Erziehungsgeist reger, den andere in seine angemessene Schranken wiesen. Guttenberg und Schäffer erfanden die Buchdruckerkunst, welche andere vervollkommneten u. s. w. Wenn eine Sache wirklich gut angefangen ist; so werden sich immer etliche finden, die gut nacharbeiten. Bey Privatgeschäften ist aber die Unbeständigkeit dem Wankelmüthigen selbst immer nachtheilig, weil der Anfang und die Ausführung hauptsächlich auf ihm selbst beruht, indem sich niemand in seinen Plan und in seine Lage ganz hinein denken kann. Er wird allenthalben großen Schaden und Verlust leiden, wenn er Vieles auch noch so gut anfängt, aber es unvollendet liegen läßt.

Mühe, Kosten und Credit sind verloren, und er hätte besser gethan, lieber ganz stille zu sitzen. Wer seine Kräfte zu sehr vertheilt, der kann auch auf den rechten Punkt nicht so stark wirken. Und dennoch giebt es Viele, die in allen Fächern arbeiten und glänzen wollen. Mancher schafft sich Bücher aller Art an, schreibt bald dies, bald jenes, bringt aber nichts, oder nur etwas Unvollendetes und Fragmente ans Tageslicht, weil er ein omnis homo seyn wollte. Er holt zu weit aus und erlahmt darüber. Diesen muß man zurufen: finis coronat opus; das Ende setzt dem Werke die Krone auf.

Wer aber auch das nur gut vollendet, was Andere angefangen haben, dem kann vielleicht etwas vom Ruf abgehen, daß er nicht der erste gewesen ist; allein wir können und sollen auch nicht immer die

Ersten seyn. In Rücksicht des wahren Verdienstes, dürfte wol gar hier das Sprichwort seine Anwendung finden: die Ersten werden die Letzten und die Letzten die Ersten seyn.

Indessen wollen wir nichts darüber entscheiden; sondern lieber mit Paulus sagen: 1 Cor. 3, 8. der pflanzet aber und der da begeusset, ist einer wie der andere. Sie mögen in Rücksicht ihres Nutzens und Verdienstes um die Welt sich gleich seyn, unleugbar aber ist es, daß der Letztere sicherer geht, und am besten für sein eigenes Wohl sorgt. Die Stillen im Lande werden das Erdreich besitzen.

Wo nun aber der Anfang schlecht ist, da, sollte man denken, könne das Ende wenigstens nicht ganz gut seyn. Manche Polygraphen beobachten zwar sorgfältig

die alte Maxime, die Christus werkthätig widerlegte „jedermann giebt zuerst den guten Wein, darnach“ — viele machen's aber im menschlichen Leben umgekehrt, indem sie in die späte Besserung ein zu großes Vertrauen setzen und sagen: „Ende gut, alles gut“.

Ich will hier wieder durch Beispiele reden. Manche lockere Zeisige sprechen: lustig (das bedeutet bey ihnen ausschweifend) gelebt und selig gestorben — giebt wenigstens einen gewaltigen Contrast. — Man könnte ihnen zurufen, Luc. 16, 26: dazwischen ist eine große Kluft, die werdet ihr nicht übersteigen. Des Menschen Ende ist überdem ungewiß und unsicher, jà zuletzt fehlts bey dem guten Willen, oft an Gelegenheit und Kräften. Manche Eltern denken bey der Erziehung ihrer Kinder, es wird sich wol noch legen, es

wird gewitziget und durch Schaden klug werden. Das eigensinnige Kind wächst ihnen aber über den Kopf mit seinen bösartigen Gesinnungen, und der erste Schaden ist vielleicht von der Art: daß Leib und Seele darüber verloren geht, daß folglich das Klug geworden seyn, ihm nun nichts mehr hilft. Mir fällt dabey das ein, was hier ein Vater seinem Sohne, der, weil er einen Andern erschlagen hatte, enthauptet ward, einige Minuten vor der Hinrichtung zurief: „J—s, mein Sohn, mein Sohn, laß dir das eine Warnung seyn!“ Endlich, wenn Personen, die mit einander in Uneinigkeit und Zwietracht gelebt haben, sich zuletzt mit einander versöhnen: so ist das freilich löblicher, als wenn sie in Unfrieden von einander schieden; allein es wäre doch noch weit besser, sie hätten stets verträglich, freundschaftlich und einig

beisammen gelebt, zumal wenn sie in nähern Verhältnissen mit einander standen. Sie haben sich durch ihre Fehden doch manche Stunde verbittert, manche Freude geraubt; sie hätten sich manchen Schaden, manche unangenehme Empfindung und Erinnerung ersparen können. Vergeben ist nicht immer vergessen. Dadurch, daß man Verzeihung erlangt, ist der Schade nicht wieder gut gemacht. Die Beschämung dauert fort. Als Abraham und Loth, nach vorhergegangenen Zwiespalt unter ihren Leuten, sich friedlich trennten, da glaubte Letzterer vielleicht nicht, daß er so bald, der Hülfe des Erstern bedürfen würde. Man scheut sich mit dem wieder zusammen zu treffen, gegen den man sich unedel benommen hat. Wenn man sich auch zuletzt mit ihm vertrug, so weicht man ihm doch gern allenthalben aus. Berg und Thal

werden aber bisweilen gar durch Erderschütterungen mit einander vereiniget; wie viel leichter können Menschen wieder zusammentreffen, die noch so fern von einander zu seyn glaubten. Es geht manchmal wunderlich zu.

Bey dem Allen hat aber doch unser Sprichwort „Ende gut, alles gut“ darin recht; daß es immer besser ist, jemandes Hoffnungen durch den Beschluß übertreffen, als durch einen vielversprechenden Anfang die Neugier rege machen, und die gerechte Erwartung unbefriediget lassen.

Mit dem Sprichworte: „Ende gut, alles gut“, will auch ich enden. Meine Absicht ist gewesen, das Ganze so gut, als ichs diesmal vermogte, zu machen. Zeiten und Tage sind auch selbst bey geübten Schriftstellern sich nicht immer

gleich. Es liegt auch hier Vieles an der Zeit und am Glücke. Man sagt in der Hinsicht: heute mir, morgen dir, oder wie Paris zur Helena Ilias, Buch III, Vers 440.

Κεινον δ'αυτις εγω· παρα γαρ θεοι εισι και ἡμιν.

Es kommt bey schriftstellerischen Arbeiten Vieles auf den Augenblick an, da wir uns zum Schreiben niedersetzen. Die Wahrheit läßt sich nicht immer erzwingen, sie überrascht uns bisweilen unvermuthet, ja ich möchte sagen, wie ein Dieb in der Nacht. Sie stellt sich uns oft ungesucht in den passendsten Bildern, und unter den angemessendsten Ausdrücken dar. Die lange vergeblich gesuchte Auflösung eines wichtigen Problems, tritt mit eins vor uns, wir möchten, wenn wir's vermögten, Hekatomben opfern; der gordische

Knoten ist gelöst, nicht zerhauen. Aufgeschlossen liegt die Natur vor unsern Augen. Bisweilen ist aber alles Mühen und Haschen nach Wahrheit vergebens, und wenn wir's ergriffen zu haben meinen: so ist doch der Ausdruck heute anders als Morgen; gleichwol kann einer nur der richtigste seyn. Aber fast noch schwerer als die Entdeckung der Wahrheit selbst, ist die anmuthige Darstellung derselben. Der eine will sie im modernen Gewande, der andere im altmodigen Costum sehen; diesem soll sie lachend, jenem ernsthaft erscheinen. Der Schnitt und die Farbe des Kleides, welche den Einen entzücken, findet der Andere im höchsten Grade abgeschmackt, und nicht einmal alle Philosophen mögen sie unbekleidet leiden. Habe ich nun, nach Stand und Würden, geehrte Leser, Ihrer Erwartung

nicht entsprochen, so thut's mir zwar herzlich leid; und ich möchte ausrufen: diem et operam perdidi; ich habe Mühe und Zeit verloren. Aber ich kann das Geschehene nicht ungeschehen machen. Wenigstens glaube ich ihrer Moralität kein Hinderniß in den Weg gelegt zu haben. Dies ist nun zwar ein bloß negatives Verdienst, dessen sich aber doch nicht alle Bücher rühmen können. Nehmen Sie diesmal so für lieb, an guten Willen hats nicht gelegen. Vielleicht treffe ich ein ander Mal besser Ihren Geschmack. Man muß nicht lauter ausgesuchte Gerichte verlangen. Einigen andern aber rufe ich zu: Si quid novisti melius, candidus imperti, si non, his utere mecum.

Anhang.

Man hat ein bekanntes und beliebtes Schauspiel, betitelt: Nicht mehr, als sechs Schüsseln. Der Beifall, den dieß Stück so reichlich einerndtete, hat seinen Titel gewissermaßen in ein Sprichwort verwandelt. Auch ich habe mich darnach gerichtet, und, figürlich zu reden, nicht mehr als sechs Schüsseln geliefert. Mein Verleger macht aber die Bemerkung, daß es bey Gastmälern gewöhnlich sey, noch einen kleinen Nachtisch aufzusetzen. Sie wissen, geehrte Leser, ein Autor läßt sich so etwas nicht zweimal sagen. Um also nicht gegen die Convenienz

zu sündigen, liefere ich noch eine kleine Zugabe, deren Abhandlungen sich von den erstern nur durch die Kürze unterscheiden. Zugleich kann dieser Anhang als Probe dienen, wie ich künftig die Sprichwörter bearbeiten werde.

Erstes Sprichwort.

Gedanken sind zollfrey.

Man bedient sich dieser Redensart in Fällen, wo man seine wahre Meinung nicht sagen darf, oder nicht sagen will; z. E. wenn jemand etwas Ungeschicktes sagt oder thut, das man nicht billigen kann, und wo die Äußerung unserer Gedanken oder Gesinnung gefährlich seyn würde. Man will dadurch andeuten, daß niemand seiner Gedanken und Mei-

nungen wegen in Anspruch genommen, oder zur Verantwortung gezogen werden könne, so lange er sie nicht durch Worte oder Werke äußere. Dieß ist auch sehr billig, indem kein anderer so genau wissen kann, was ich denke und was in mir vorgeht, als meine Seele selbst. Daher sagt man auch: durch Stillschweigen sich Niemand verräth. Freilich ist das nicht immer wahr; denn mancher spricht durch Schweigen stärker, deutlicher, nachdrücklicher, als ein anderer durch vieles Reden; auch nimmt man bisweilen uns das Stillschweigen mehr übel als das Reden. Wenige Worte dringen tiefer, und haften länger, als lange Sermone, weil man sie besser behalten und leichter reproduciren kann; und erfahrne Menschenkenner schließen oft mehr und sicherer aus Mienen, Ge-

bährden und Nebenumständen, als aus mündlichen Äußerungen. Dieß kann aber doch auch sehr oft trügen; und einen Unschuldigen zu bestrafen, ist die größte Ungerechtigkeit; man muß hier erst die That abwarten. Ja es ist unstreitig menschenfreundlicher, lieber zehn wahrscheinlich Schuldige zu übersehen, als aufs Ungewisse jemandem zu nahe zu treten. Es ist auch nicht immer desjenigen eigne Schuld, der eine verschiedene oder irrige Meinung hat. Der Glaube läßt sich nicht erzwingen. Die Obrigkeit, deren Reich nur von dieser Welt ist, hat das Recht, zur Erhaltung und zum Besten des Staats, Schoß, Zoll, Wegegeld und andere Abgaben nach Nothdurft zu fordern; sie darf sich aber keinen Despotismus der Meinungen anmaßen und des Glaubens wegen niemanden mißhandeln, so lange er ein guter Un-

higer Staatsbürger ist *). Ob sie aber die Lehr- und Preßfreiheit einschränken könne, zumal wenn sie in Preßfrechheit ausartet, das mögen andere entscheiden. Es scheint, sie habe ein Recht dazu, weil hier nicht mehr bloß gedacht, sondern auch laut und öffentlich gesprochen wird. Eine andere Frage bleibt es dennoch, ob sie allemal weislich daran thue; weil die laute Mißbilligung da, wo sie gehemmt und unterdrückt wird, desto tiefer in Erbitte-

*) Zoll und Wegegeld darf sie auch deswegen nehmen, weil sie die Wege und Straßen erhalten muß, und schwere Lasten dieselben verderben. Gedanken haben aber kein körperliches Gewicht. Ein geistreicher Mensch ist der vielen Gedanken wegen um nichts schwerer. Ja unsere sogenannten schönen Geister sind oft an Geist und Körper zugleich leicht.

rung übergeht, und wie das gedämpfte, aber nicht gelöschte Feuer, bey günstiger Gelegenheit desto heftiger hervorbricht. Darf aber ein jeder schreiben und sprechen was er will, so macht diese Herzenserleichterung, daß das Feuer nach und nach von selbst erlischt. Überdem fehlt es nicht an Gegnern und Recensenten, die die Brauseköpfe züchtigen und ihnen das Handwerk legen; ja das Publikum selbst demüthiget sie durch Verachtung. Diese werden sich höchstens ihren unschädlichen Grimm zuziehen, und die unpartheiische Regierung wird über den Spaß lachen können. Wenigstens scheint unser weise und menschenfreundliche König, seinen Äußerungen nach, dieser Meinung zu seyn, wovon insonderheit sein neuerliches bekanntes Cabinetsschreiben, wegen der Pasquille, zeugt. Indessen mag es vielleicht, wie z. E. in Fankreich, Zeiten ge-

ben, die die Beschränkung der Preßfreiheit auf eine gewisse Zeit anrathen und nothwendig machen. Da nun nicht einmal die Obrigkeit befugt ist ein Tribunal zu errichten, das die Gedanken und Gesinnungen bestraft, wie kann denn ein Einzelner berechtiget seyn, andere zu verketzern?

Manche glauben aber sich des Sprichworts: Gedanken sind zollfrey, zur Entschuldigung ihrer unregelmäßigen Wünsche und Gedanken bey sich selbst bedienen zu können. Das ist sehr unrecht und gefährlich. Denn wer sich unerlaubten Vorstellungen, und Begierden überläßt, sie im Busen hegt und pflegt, der stellt sich selbst auf einen gefährlichen Posten; denn indem er den Wächter seiner Leidenschaften betäubt und einschläfert, was ist natürlicher, als daß er von seinen Feinden überwältiget wird? So durch

die Begierden vorbereitet, wird die Gelegenheit ihn desto eher hinreißen, oder ihm wenigstens den Kampf desto mehr erschweren. Man muß sich aber den Sieg über das Laster zu erleichtern suchen. Das geschieht vorzüglich dadurch, wenn man's nicht im Herzen nährt. Daher das große und weise Gesetz: du sollst nichts begehren. Dieß wird aber hauptsächlich dadurch verhütet, wenn man sich selbst strenge richtet, und nicht jeden Gedanken zollfrey passiren läßt; dann wird uns das fremde Richten wenig schaden.

Zweites Sprichwort.

Ein gutes Wort findet eine gute Statt.

Selten ist ein gutes Wort ganz verloren, oder: ausdauernde, weise, sich immer gleichbleibende Sanftmuth ist ihres Sie-

ger gewisser als Ungestüm und Hitze. Beim Streite ist in der Regel der Vortheil auf der Seite desjenigen, der nur mit Gründen ficht. Denn erstlich gewinnt er den Verstand und die Herzen der Zeugen des Streits durch seine Mäßigung. Zweitens, nachdem sich die Hitze des Zornigen gelegt hat und er sein Unrecht einsiehet, so schätzt er den Sanftmüthigen, Billigen und Weislichduldsamen desto höher, je feiner und schonender sich dieser bey seiner Übereilung benommen hat. Erwiedert man aber Härte durch Härte, so geräth man immer noch mehr an einander. Schweigt man ganz stille, welches zwar oft gut ist, so hält uns der Gegner für tückisch und boshaft. Dahingegen kann man oft durch einen naiven Scherz, zumal in der Ehe, den heftigsten Zwist beilegen. Sollte unser Gegner sich gar so weit vergessen und herabwürdigen, daß

er schimpfte, so fällt diese Beleidigung auf ihn selbst zurück. Denn wie ein unverdientes Lob uns nicht ehrenwerther machen kann, so ist auch kein unverdienter Tadel oder Schimpf im Stande uns Ehre zu nehmen. Man hüte sich vor der That, des Schimpfes wird wol Rath.

Drittes Sprichwort.

Das Ey will klüger seyn als die Henne.

Es ist gewöhnlich und natürlich, daß derjenige, welcher wenig weiß, seine Kenntnisse gern an den Mann bringen will, um sich das Ansehen der Vielwissery zu geben. Das hat aber der solide Mann nicht nöthig; denn eine Stadt, die auf einem Berge liegt, kann nicht verborgen bleiben, und die Finsterniß mag

das Licht nicht verdecken. Lehrlinge sprechen am liebsten von den kürzlich mit Mühe erworbenen Kenntnissen, weil die Dinge mehr interessiren, wenn sie uns neu sind. Es steht nun zwar keinem zu verdenken, daß er am liebsten von Dingen spricht, die ihn zu der Zeit grade am meisten interessiren. Nur muß vorzüglich ein Jüngerer das Ansehen vermeiden, als ob er Erfahrnere belehren wolle. Das geschieht aber oft zur Unzeit, und in Gesellschaften, die dieser Belehrungen nicht bedürfen. Gewöhnlich versehen es hierin Kinder gegen ihre erfahrnere Ältern, wenn sie einige neuere moderne Kenntnisse erlangt haben, und nun gegen die Einsichten derselben unbillig sind, und der Ältern wahre oder vermeintliche Vorurtheile zu strenge richten. Bey solchen Gelegenheiten sprechen nun die Ältern spottweise: „seht doch! das Ey will klüger

seyn, als die Henne"; welches nicht möglich ist. Man bedient sich dieser Redensart auch überhaupt, wenn ein junger unerfahrner Mensch streitsüchtig ist und altklug thut.

Möchten sich dieß nicht allein die jungen Studenten merken, welche nach dem ersten halben Jahre, mit eingebildeter (aber noch nicht gereifter und geprüfter) Weisheit in ihre Vaterstadt zurückkehren und mit Verachtung auf ihre Schullehrer herabsehen: sondern möchten dieß auch ganz vorzüglich die jungen geistlichen Redner zu Herzen nehmen, welche vor großen christlichen Versammlungen, in denen manche Zuhörer sind, die sie an Weisheit und Erfahrung bey Weitem überwiegen, in dem Ton erfahrner Greise sprechen, und sich zu oft auf ihr Ich berufen. — Möchten es sich viele von denen merken, deren Moralen mit ihrem

Alter und Ansehen sehr kontrastiren. Nicht selten stecken sie einen Pflock zurück, wenn sie älter und klüger geworden sind, und schämen sich der ehmaligen unnützen und vergeblichen Reden.

Viertes Sprichwort.

Was die Augen sehen, gläubet das Herz.

Unsere meiste Erkenntniß erhalten wir durch das Gesicht, daher die Ausdrücke: Einsicht, Scharfsichtigkeit u. s. w. Es ist folglich ganz natürlich, daß wir unsern Augen mehr trauen als z. E. unsern Ohren. Was wir nun sehen, das brauchen wir freilich nicht zu glauben, sondern es geht sofort in Überzeugung und Gewißheit über. Weil man sich aber auch bisweilen versiehet, so traut mancher auch

seinen eigenen Augen nicht immer, sondern seine Zuversicht verwandelt sich in Glauben. Er verläßt sich doch aber mehr auf das, was er selbst siehet, als auf das, was andere bezeugen gesehen zu haben. Es giebt aber einige Leute von denen es mit Recht heißt: sie haben Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht; indem die ersten verblendet, die andern betäubt sind. Manche können nicht anders als durch die Brille oder durch gefärbte Gläser sehen. Auch wird zum richtigen Sehen erfordert, daß jemand eine Sache aus dem richtigen Gesichtspunkte und von allen Seiten im besten Zusammenhange betrachte; nicht wie z. B. gewöhnlich unsere Politiker, die, ohne Geschichtskenntniß, sich nur mit den gegenwärtigen Neuigkeiten zu thun machen und daraus Folgerungen ziehen. Sonst würden sie sich über manche Bege-

benheiten unserer Tage, die viele lange vorausgesehen haben, nicht so sehr wundern, weil gewisse Ursachen auch gewisse Wirkungen hervorbringen müssen. Das Schlimmste aber ist, daß ein jeder nur auf seinen Vortheil und nicht auf den gemeinen Nutzen, oder auch auf das sieht, was des andern ist. Man stellt sich in falsche Gesichtspunkte und muß also falsch sehen. Der Beamte und Ökonom spricht bey theuren Preisen: es ist gute Zeit, wenn andere vor Hunger schreien. Der Mönch wünscht sich ein Land zum Aufenthalt, worin Unwissenheit und Aberglauben herrscht, damit er das Feuer besprechen könne; der Windmüller tadelt die Windstille; und der Edelmann von sechzehn Ahnen befindet sich nirgends besser, als in seinem Elemente, das heißt: in Hannover.

Fünftes Sprichwort.

Was ich nicht weiß,
Macht mich nicht heiß.

Dieß Sprichwort hat zwar kein ästhetisches Kleid, aber es enthält doch einen sehr wahren Sinn, nemlich: daß es eine sehr glückliche, schätzbare Unwissenheit giebt, die man sorgfältig zu bewahren hat. Wer gern offen zu Werke geht, der lasse sich erstlich in keine fremde Geheimnisse ein, weil er sich sonst leicht verantwortlich machen kann. Zweitens, er erkundige sich nicht zu fleißig nach dem, was die Leute von ihm sprechen; weil er leicht mehr erfährt, als er wissen will, und in seiner Ruhe gestört wird. Wenn man das Seine gethan und Ursache hat, mit

mit sich selbst zufrieden zu seyn; so lasse man die Leute reden, was sie wollen. Vorzüglich entferne man die sogenannten guten Freunde, die Zwischenträger und Ohrenbläser von sich, welches die größesten Ruhestörer sind. Manches Gewitter geht vorüber, ohne zu schaden. Sorgen und Grämen kann den Schaden doch nicht verhindern. Das Kind schläft unbekümmert, ob's draußen gleich stürmt. Es giebt zwar eine schändliche und oft verschuldete Unwissenheit, wenn jemand seine Berufspflichten nicht kennt oder sein Gewerbe nicht versteht — doch davon ist hier die Rede nicht.

Sechstes Sprichwort.

Nicht auf jedes Wort gehört eine Antwort.

Oft kann man einen Thoren und Zänker durch nichts stärker bestrafen, als durch Stillschweigen. Wenn hingegen ein reeller Mensch mit Wäschern unglücklicher Weise in Wortwechsel geräth, so hat er gewöhnlich verlornes Spiel, und nicht selten fällt ein Schein der Thorheit auch auf den Klugen, der sich durch Witzlinge oder Zänker enfiliren läßt. Denn wer Pech angreift, besudelt sich. Daher heißt es auch in den Sprichwörtern Salomons Kap. 26, V. 4. „Antworte dem Narren nicht nach seiner Narrheit, daß du ihm nicht auch gleich werdest.“ Eine ernsthafte mißbilligende Miene,

ein Achselzucken oder ein spöttisches Lächeln ist hier oft die beste Widerlegung. Manchen Menschen fehlt es auch zu sehr an Vorkenntnissen, als daß ein Weiser sie auf der Stelle (z. B. bey theologischen Streitfragen) gründlich belehren könnte. Und wenn er das nicht kann, sich aber doch mit ihnen abgiebt, so glauben sie um so mehr, das Recht auf ihrer Seite zu haben. Sie freuen sich desto übermüthiger ihres vermeinten Sieges und werden in ihrer Thorheit bestärkt. Manchem Frager ist es auch nicht um Belehrung zu thun. Indessen heißt es ferner Vers 5: „Antworte aber dem Narren nach seiner Narrheit, daß er sich nicht weise lasse dünken. Witz wird am besten durch Witz niedergeschlagen, wie man Gift durch Gegengift vertreibt. Wer dazu Gegenwart des Geistes, bey

einem Reichthum von sinnreichen Einfällen, hat, der thut wohl, wenn er die Wahrheit und sich selbst durch eine frappante passende Antwort in Respect setzt, zumal da man in den gewöhnlichen Gesellschaften keine lange gründliche Demonstrationen und Erörterungen liebt, sondern bekanntlich lieber von der Oberfläche schöpft, welches sehr natürlich ist.

Siebentes Sprichwort.

Ein schöner Körper, eine schöne Seele; und umgekehrt.

Socrates war insonderheit auch der Meinung: ein schönes Angesicht verrathe eine schöne Seele und eine schöne körperliche Bildung gute geistige Anlagen. Vater Homer scheint der entgegen

gesetzten Meinung gewesen zu seyn, indem er im achten Buche seiner Odyssee vom 165. bis 185. Vers den beleidigten und erzürnten Odysseus Folgendes seinem Beleidiger, dem Euryalus, erwiedern läßt:

So giebt denn doch Gott einem Menschen nicht zugleich Alles, was er gern hätte,

Sondern diesem einen guten Wuchs, jenem Verstand, einem Dritten Beredsamkeit.

Mancher hat keinen schönen Körperbau,

Aber die Gratien krönen seine Gestalt mit Beredsamkeit;

Man hört und sieht ihn mit Vergnügen den treflichen Volksredner —

Ein anderer gleicht an Gestalt den unsterblichen Göttern:

Doch seiner Rede fehlt's an Salz und Würze.
So bist auch Du sehr schön, keine Gottheit könnte schöner dich machen, als du bist,
Aber, mit deinem Verstande siehet es schlecht aus.

Indessen im Zorne geht man auch wol zu weit. Auch schildert er in der Iliade den niederträchtigen Schwätzer Thersites als einen körperlich sehr ungestalteten Menschen. Die Physiognomiker und Ästhetiker mögen diesen streitigen Punkt ausmachen; wir bemerken hier nur, daß sehr schöne und sehr häßliche Menschen gewöhnlich durch die Erziehung verdorben werden; die erstern, weil man ihnen zu viel huldigt und ihnen zu viel nachsieht: die letztern, weil man sie ungerecht und lieblos behandelt. Jene wer-

den dadurch gewöhnlich übermüthig, diese widerspenstig und menschenfeindlich. Da nun fast jedermann aus natürlichen Gründen, hübschen Kindern eher den Hof macht, als häßlichen; so sollten wenigstens die Ältern und Erzieher hierin auf ihrer Hut seyn, und die Gleichheit dadurch wieder herzustellen suchen, daß sie lieber die häßlichen etwas vorzögen, oder ihre andern Vorzüge hervorstechend machten; denn der Mensch wird gewöhnlich dadurch ungerecht gegen sich und andere, daß man ihn ungerecht, unbillig und lieblos behandelt. Und man sollte auch darin sein Gewissen bedenken.

Ächtes Sprichwort.

Ein Sperling in der Hand ist besser als ein Kranich auf dem Dache, oder: Gewiß geht vor ungewiß.

Terent.
Spem pretio non emo.

Dieß sollten die Hazardspieler fleißig bedenken, welche, anstatt einen kleinern gewissen Gewinn durch Arbeit sich zu erwerben, durchs Wagen reich werden wollen. Wenn's unter hunderten auch einem glückt, (wiewohl es am Ende doch gewöhnlich umschlägt); so sollten doch so viele Beispiele vom Gegentheil sie abschrecken und mit dem Fuchs in der Fabel sie denken lehren: vestigia me terrent, die Fußstapfen kehren aus der Höhle nicht wieder

zurück. Gewonnenes Geld ist nur geliehenes, das man in der Regel schwer verzinsen muß. Überdem, wer viel gewinnt, läßt viel darauf gehen, und daher ist im Unglück sein Verlust doppelt. Hieher passen die Sprichwörter: Wie du kömmst, so gehst du, und: Wie gewonnen, so zerronnen. Auch diejenigen könnten dieß Sprichwort als Warnung betrachten, welche ein kleines gewisses Brod und geringes Ansehen, im Vaterlande, gegen ungewisse Reichthümer und unsichern Ruhm in Ost- und West-Indien, in England oder in Frankreich, umtauschen. Diesen ruft auch ein anderes Sprichwort zu:

Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Neuntes Sprichwort.

Ein alter Mann, ein junges Weib, gewisse Kinder.

Dieß Sprichwort leidet eine doppelte Auslegung.

Erstlich, ein alter Mann, der sich ein junges Weib nimmt, handelt in der Regel übereilt und macht die Leute glauben, er sey im Greisenalter am Verstande wieder ein Kind geworden, denn es paßt eher ein neuer Lappen auf ein altes Kleid, als ein junges Weib zu einem abgelebten Greise. Das eine Kind ist also der Greis, als Ehemann einer jungen Frau. Ein junges Frauerzimmer aber, das einen Greis heirathet, thut's entweder aus besondern

Rücksichten, oder ist (es versteht sich, daß es auch hier Ausnahmen giebt) noch ein Kind am Verstande, indem es nicht recht weiß, was es thut, weil in der Regel nur gleich und gleich sich gerne gesellt. Es ist also das zweite Kind. Folglich kommen bey einer solchen Heirath gleich zwey Kinder zusammen, da man hingegen von keinem andern Paare mit Gewißheit sagen kann, ob sie Kinder mit einander zeugen werden. Sodann lehrt auch die Erfahrung, daß bey den angezeigten ungleichen Ehen gewöhnlich Kinder erfolgen. Das Warum brauche ich meinen Lesern nicht zu erklären.

Zehntes Sprichwort.

Hätten wir alle einen Glauben,
Gott und den gemeinen Nutz vor Augen,
Guten Frieden und recht Gericht,
Eine Elle, Maaß und Gewicht,
Eine Münze und gut Geld,
So stünd' es wohl in aller Welt.

Das ist wol wahr. Allein es frägt sich: können alle Menschen einen Glauben haben, und würd' es gut seyn, daß sie ihn hätten, wenn's möglich wäre? Subjectiv scheint das erste unmöglich, objectiv aber wol; doch hiervon ein andermal. Ein allgemeines Maaß zu erfinden, haben sich neuerlich die Franken viel Mühe gegeben: aber wenn's auch gleich nicht noch unvollkommen wäre, so steht seiner allgemeinen Einführung doch noch Vieles im Wege.

Eilftes Sprichwort.

Es muß keiner fliegen wollen, bevor ihm die Federn gewachsen sind.

Vor erlangter Erfahrung und gesetzten Jahren sollte niemand ein wichtiges Amt begehren und vor dem dreißigsten Jahre keiner Schriftsteller werden. Doch Dieser reift früher, Jener später, und Genie's machen Ausnahmen. Späterhin, wenn das Feuer erloschen ist, hält es schwer, es wieder anzuzünden.

Zwölftes Sprichwort.

Das Werk lobt den Meister.

Dieß Sprichwort bedarf keiner Erklärung, Bestätigung und Berichtigung. Man schließt ganz richtig von der Güte

der Früchte auf den Baum. Eine kleine Einschränkung will ich indessen doch anmerken. Es trift sich wol, daß ein guter Baum entweder keine oder nur kümmerliche Früchte trägt, woran nebst der schlechten Wartung, Boden, Witterung und Klima schuld sind. Die hier gezogenen Orangefrüchte kommen schwerlich den Italiänischen gleich. Nicht in jedem Lande und in jedem Zeitalter gedeihen Geisteswerke, ob es gleich nicht an Köpfen fehlt, die Meisterstücke liefern könnten, wenn sie Beschützer und Pfleger fänden. Bisweilen werden auch fremde Meisterstücke auf fremde Rechnung gesetzt. Gewisse Schriftsteller, die ich aber nicht nennen mag, sind ganz oder größtentheils unschuldig an Werken, vor denen ihr Name prangt. Gewisse Disputationen und academische Schriften haben andere, als die angegebenen Verfasser. Bey einer ge=